Ein Beitrag

zur

Geschichte des Geisteslebens

in Altbayern

in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Als Dissertation

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

der

Kgl. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

eingereicht von

Gustav Göbel

im April 1900.

ACAD. LUDOVICI MAX. KIEL

Kirchheimbolanden.
Druck von Carl Thieme.
1901.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548324_0186

Düster sind die Schilderungen, die Zeitgenossen wie spätere Historiker von dem geistigen und insbesondere dem religiös-sittlichen Leben in Altbayern für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts bieten. Denken wir nur an die bekannten Darstellungen Westenrieders in seiner Geschichte der Münchener Akademie der Wissenschaften oder an diejenige Spruners in den Charakterbildern aus der bayerischen Geschichte!

Und doch! das Bild, das sich unserm geistigen Auge bietet, wenn wir uns all die zahlreichen Beiträge, die bis jetzt zu fraglichem Thema geliefert sind,[1]) zu einem Ganzen gefügt denken: es würde ein unvollständiges und damit bei aller Treue im einzelnen doch ein ungerechtes sein, wollten wir nicht zugleich auch jener bis jetzt nur wenig gewürdigten Persönlichkeiten gedenken, die schon vor dem Zeitalter Max III. Joseph sich mehr oder weniger den Ideen zuwandten, welche die neue Zeit herbeigeführt haben.

Dem Gedächtnis dieser Vorläufer der bayerischen Aufklärungsbewegung seien die folgenden Blätter gewidmet.

---

[1]) Ein ausführliches Verzeichnis der einschlägigen Litteratur in „Anfänge der Aufklärung in Altbayern“ vom gleichen Verfasser, Kirchheimbolanden 1901, S. 1 ff.

Dem Rückgang, in welchen die katholische Wissenschaft beim Ausgang des Mittelalters und in den Stürmen der Reformationszeit mehr oder weniger geraten war, suchte gegen Ende des 17. Jahrhunderts allen voran der altberühmte Orden der Benediktiner entgegenzuarbeiten.[1]) Bei ihm regten sich denn auch zuerst Stimmen zu Gunsten der neueren Geistesrichtung: anfangs schüchtern, gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts immer entschiedener. Abgesehen von der medizinischen Fakultät der Landes-Universität reihten sich ihnen bald auch Angehörige anderer Orden an insbesondere Augustiner, aber auch einzelne Jesuiten sowie Weltgeistliche und Laien. Eine ganze Reihe hervorragender Männer, die zu den bedeutendsten Kämpen der späteren Aufklärungsbewegung zählen, haben ihre Bildung zum kleineren oder grösseren Teile bei den Benediktinern oder geistesverwandten Orden erlangt; denken wir nur, um von alsbald zu behandelnden Persönlichkeiten abzusehen, an Lori in Steingaden, Desing und Meichelbeck in Benediktbeuren, Scheyern und Salzburg, Scholliner in Oberaltaich, Töpsel, Oefele und Steigenberger in Polling.[2])

Bei den Benediktinern war der Anstoss zur Erneuerung gründlicher Pflege der Wissenschaft von Frankreich ausgegangen. Dort hatte sich schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts zur Wiederherstellung der Benediktinerregel in ihrer ursprünglichen Reinheit und zur Belebung wissenschaftlicher Studien im besonderen die berühmte Benediktiner-Congregation der Mauriner gebildet, aus der ein Mabillon hervorgegangen ist. Aehnliche Congregationen entstanden bald auch in einzelnen deutschen Ländern. Sittenreinheit und Gelehrsamkeit waren ihre ausgesprochenen Hauptziele. In Bayern kam es zu einer solchen Vereinigung im Jahre 1684. Für die Conventualen derselben wurde ein gemeinsames Studium eingerichtet. Auf diese Weise konnten die besten Kräfte des Ordens für die Ausbildung des jungen Nachwuchses nutzbar gemacht werden, und im Zusammen-

---

[1]) Vgl. K. Werner, Geschichte der kathol. Theologie[2], Mchn. u. Lpzg. 1889, S. 90 ff. u. J. C. Hergenröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, Freiburg 1886, III, S. 274 ff.

[2]) Vgl. A. Lindner, die Schriftsteller und die um Wissenschaft u. Kunst verdienten Mitglieder des Benediktiner Ordens im heutigen Königreich Bayern vom Jahre 1750 bis zur Gegenwart, Regensburg 1880, I, S. 15 ff. sowie Werner a. a. O. S. 163 u. Bavaria I, 1, S. 548.

leben von Angehörigen verschiedener Ordenshäuser weitete sich der Gesichtskreis. Als Lehrgegenstände finden wir ausser den üblichen theologischen Fächern: Rethorik, Dialektik, Moralphilosophie, Physik, Mathematik und das Studium der griechischen und hebräischen Sprache. Dagegen sind Alchymie und Astrologie (Astronomia indiciaria) ausdrücklich verpönt. Behufs des „gemeinsamen Studiums" wurde zunächst in Scheyern (1687) ein philosophischer und in Mallersdorf (1689) ein theologischer Kursus eingerichtet. Doch wurde mit dem Ort des Studiums häufig gewechselt. Ausserdem fanden die bayerischen Benediktiner bald in der 1622 entstandenen Universität Salzburg einen geistigen Mittelpunkt.

Freilich dürfen wir uns durchaus nicht vorstellen, dass etwa der Benediktiner Orden oder andere der erwähnten Gruppen geschlossen gegen das herrschende Bildungssystem angekämpft hätten. Auch hier standen, wie immer in solchen Verhältnissen, einzelne vorwärts drängende Geister im Gegensatz zu einer in langsamen Fluss oder gar im Stillstand befindlichen Masse. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist eine Abstimmung v. J. 1708, die für die Vorgeschichte der Aufklärung nicht ohne Interesse ist. Die erwähnte Benediktiner Kongregation von 1684 hatte u. a. die Massregel getroffen, dass zur Beratung über gemeinsame Angelegenheiten alle drei Jahre Versammlungen stattfinden sollten, zu denen die zugehörigen Klöster ihre Aebte sowie sonstige Deputierte ihres Konvents entsandten. Hier wurde 1708 bei Beratung über Verbesserung des Studienwesens u. a. die Frage aufgeworfen, ob die Lehrer der Theologie sich in ihrem Vortrag an die Doktrinen des hl. Thomas zu halten haben, oder ob Freiheit gestattet werden könne. Ueber diesen Punkt gingen die Meinungen auseinander. (circa hoc punctum diversae opiniones erant.) Die Freunde des hl. Thomas trugen zwar den Sieg davon, aber ein Teil trat für die Freiheit der Lehre ein. (quidam propugnabant libertatem.)[1])

[1]) Vgl. Jos. Bach, „Reformbestrebungen der bayerischen Benediktiner auf dem Gebiete des Gymnasialwesens um 1708" in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, 7. Jahrg. 1. Heft, Berlin 1897, S. 85 ff. — Leider ist ein handschriftlich vorhandener Auszug (Annales Congregationis Benedicte-Bavaricae) aus den Protokollen sämtlicher Sitzungen, die — wie Bach betont — für die bayerische Schulgeschichte des 18. Jahrh. von grossem Interesse sein dürften, bis jetzt noch nicht veröffentlicht.

So blieb zwar auch bei den Benediktinern die Pflege der Wissenschaft bei allem Ernst des Strebens vorerst in der Regel noch eine scholastische, aber wie hier, so sehen wir auch sonst bereits vereinzelte Stimmen sich geltend machen, die grössere Freiheit des Denkens anstreben, ja es lassen sich sogar sympathische Kundgebungen für die neue philosophische Geistesrichtung, wie sie durch Cartesius geschaffen worden war, schon aus dem Schluss des 17. Jahrh. nachweisen.

Dahin haben wir vor allem den P. Udalrich Staudigl (1644—1720) in dem Kloster zu Andechs zu rechnen.[1]) Zu Landsberg als Sohn eines Bauers geboren, war er in seinem 20. Lebensjahr in das erwähnte Kloster eingetreten. Vielseitig veranlagt, eignete er sich nach dem Zeugnisse Baaders nicht bloss eine ungewöhnlich reine lateinische Schreibart an, sondern sprach auch gut französich und italienisch. Den Doktortitel errang er sich sowohl in der Philosophie und Theologie wie in der Medicin und dem Rechte. Bei der Begründung der bayerischen Benediktiner-Kongregation wurde u. a. auch ihm die Vermittelung der Angelegenheit in Rom übertragen. 1686 gab er eine gereinigte Philosophie heraus[2]), da durch die bisherige Art des Studiums bei der Jugend bewirkt worden sei, dass einige die Seekrankheit, die meisten Ekel vor dem philosophischen Studium bekommen hätten — ein Vorwurf, den vor ihm schon C. Manz erhoben hatte. (vgl. u. S. 25 f.)[3]) Es ist be-

---

[1]) Vgl. über Staudigl Parnassus Boicus IV, 219 ff. — Cl. Al. Baader Lexikon verstorbener bayerischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts, Augsburg u. Leipzig 1824 u. 25, I, S. 247 f.

[2]) Omnium scientiarum ac artium organum universale seu logica practica ad omnium scibilium penetralia aggressum demonstrans, ingressum promovens et progressum facilitans. Nova penitus methodo concepta, ad praxin ipsam solide elaborata et quam multiplicibus tam curiosis-exemplis et paradigmatis adornata, Romae 1686.

[3]) Staudigl. a. a. O. S. 2 und Caspari Manzii iudicium super illa quaestione: utrum dari possit melior, et christianae pietati conformior modus docendi, quam sit vulgaris, S. 4.

Es ist bekannt, wie fast an allen deutschen Hochschulen des 17. Jahrhunderts besonders das philosophische Studium in Scholastik erstarrt war und vielfach erst im Lauf des 18. Jahrhunderts aus den Fesseln gelöst wurde, in die es zünftiges Gelehrtentum und Orthodoxie geschlagen hatten. Für die einst so berühmte Universität Ingolstadt wie für die mit vielen Gymnasien verbundenen Lyceen in Altbayern dauerte dieser Zustand der Erstarrung noch tief in das 18. Jahrh. hinein. Wie man den Bestand

zeichnend für den geringen Wert, welchen gewisse Kreise schon damals der Schulphilosophie beimassen, dass Staudigl in seinem Organon ein philosophisches Lehrbuch für den jungen Adel schaffen wollte, um ihn vor den dornigen Subtilitäten dieser Schulphilosophie zu bewahren, die ein feiner Genius nicht zu ertragen vermöge.[1]) Mit Baco — auf den er sich ausdrücklich beruft[1]) — betrachtet St. das Studium der Naturwissenschaften und der praktischen Philosophie für künftige Staatsmänner als besonders wichtig. Die Erscheinungen des Lebens mit philosophisch

---

des Wissens von den Vätern ererbt hatte, so wurde er an die Schüler weiter gegeben. Der Geist freier Forschung, selbständigen voraussetzungslosen Denkens wurde nicht nur nicht gepflegt, sondern geflissentlich unterdrückt — mochte er sich bei Schülern oder vereinzelten Kollegen hervorwagen. Aristoteles war die Autorität, die für alle Fragen entscheidend sein sollte, und doch bekamen die allerwenigsten Studenten diesen Autor selbst jemals in die Hand. Dabei verlor man sich in immer spitzfindigere Fragen, bei deren Beantwortung es sich immer weniger um ein inhaltliches Interesse handelte, als vielmehr darum, durch mächtigen Wortschwall und Gewandheit in scholastischen Deduktionen den Gegner niederzukämpfen. So kam es, dass man, wie Rothfischer berichtet, Kandidaten allen Ernstes darüber disputieren liess, „ob eine sich bewegende Maschine, die man von weitem sieht, ein Tier sei, oder ob die Raisonnabilität dieser Maschine mit der von Animalität einerlei sei“. (vgl. Rothfischer, „Gedanken über die katholische Disputierkunst“ aufgenommen in einem zahlreiche Streitschriften für und wider Rothfischer enthaltenden Sammelband der Münchener Staatsbibliothek, Polem 2546 m: eine interessante doch nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchende Quelle.) — Leider ist es d. V. bis jetzt nicht gelungen, archivalische Originale von Vorlesungen und Prüfungsaufgaben der Universität Ingolstadt aus jener Zeit zu ermitteln. Bei der Gleichartigkeit des Unterrichtswesens der Jesuiten sei aber auf Fragen hingewiesen, wie sie H. Schreiber aus dem Matrikelbuch der Universität Freiburg mitgeteilt hat. Es wurden dort bei der Erteilung der Magisterwürde Kandidaten u. a. folgende Fragen vorgelegt: Wie konnte dem arianischen König Theodorich des von ihm unschuldig hingerichteten Symmachus Haupt im Kopf eines gekochten Fisches erscheinen? (1612: es war der erste Fall, in dem die Jes. zu Freiburg die Magisterwürde verliehen) — 1657: Welcher Promotor hat der Jungfrau Maria die Magisterwürde erteilt? Ist der Mantel, womit sie ihre Schützlinge deckt, der philosophische? — 1687: Lässt sich den Schwaben ihre Geschwätzigkeit übel deuten? — 1743: 1) Wurden die heutigen Zustände schon von Aristoteles vorhergesehen? 2) von dem vorjährigen Kometen angekündigt? (vgl. H. Schreiber, Gesch. d. Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br. 2. T., S. 420 ff., Frbrg. 1859. — vgl. auch Joh. Huber, Geschichte d. Jes. Ordens S. 400 ff.)

[1]) Vgl. Staudigl a. a. O. praefatio.

geschultem Blick betrachten und beurteilen zu können, dazu will das Organon seine Leser befähigen. Ohne das philosophische Rüstzeug der aristotelisch-scholastischen Philosophie aufzugeben, steht St. in wichtigen Punkten doch bereits auf dem Boden der neueren Philosophie. Logische und empirische Evidenz bilden die Grundlage seiner Erkenntnistheorie. Mit Cartesius — der auf dem Index stehend nicht erwähnt wird — erblickt er in dem im Denken sich selbst erfassenden und erlebenden Selbstbewustsein den festen Angelpunkt für alles weitere Forschen. Der Satz: „cogito, ergo sum" wird öfters citiert. Des weiteren bildet ganz im cartesischen Sinn die Idee der Vollkommenheit Gottes die Bürgschaft dafür, dass er den Menschen mit einer Vernunft ausgestattet habe, die uns zur Erforschung der Wahrheit befähigt.[1]) Im Jahre 1702 übersetzte St. auch das berühmte Werk J. Mabillons: „Traité des études monastiques[2]) in die lateinische Sprache.[3]) In der Vorrede weist der Uebersetzer darauf hin, man könnte ihm vielleicht einen Vorwurf daraus machen wollen, dass er des öfteren Bücher zum Lesen empfehle, die entweder von häretischen (akatholischen) Autoren herrühren (z. B. Grotius über die Religion) oder solche, die zwar von Katholiken stammen, aber nicht durchweg als rechtgläubig anerkannt seien. Demgegenüber betont St. dass Gott der Urheber jeder Wahrheit sei, dass er dieselbe in erster Linie seiner Kirche mitgeteilt, dieser aber auch zugleich das Recht verliehen habe, Wahrheiten, die in die Hände Ungläubiger gefallen seien, sich anzueignen. Bestünden aber unter katholischen Autoren über dieselbe Sache verschiedene Anschauungen, so werde

---

[1]) Vgl. Staudigl a. a. O. besonders die Kapitel „an homo sit imago dei"? und „an deus homini possit mentiri et imponere?" S. 226 ff.

[2]) Tractatus de studis monasticis . . . gallice conscriptus a P. Dom. Joan Mabillon religioso Benedictino congregationis S. Mauri, nunc autem in linguam latinam translatus a R. P. Udalrigo Staudigl, Campoduni 1702.

[3]) Es ist bezeichnend für die langsame Entwickelung des Deutschen als Litteratursprache, dass man die lateinische Sprache bei wissenschaftlichen Publikationen nicht nur viel länger beibehielt als die Franzosen, Italiener und Engländer, sondern sogar wissenschaftliche Werke dieser Nationen, die man dem Studium des eigenen Volkes zugänglich machen wollte, aus der betreffenden nationalen Sprache ins Lateinische übersetzte: so hat ein Giessener Professor das Journal des Scavans teilweise ins Lateinische übertragen. (vgl. R. E. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, Hannover 1845, S. 279.)

die Wahrheit am sichersten zu Tag kommen, wenn man die Gründe der Gegner vergleiche, jede Richtung zum Wort kommen lasse.[1])

Der Parnassus Boicus[2]), welcher Staudigl ein anerkennendes Denkmal gesetzt hat, freut sich einen so gelehrten Mann aus dem lieben Vaterland seinen geringen Arbeiten einfügen zu können. Hätte doch der Artikelschreiber (Grienwaldt) nimmer geglaubt, „dass eine gedruckte Schrift von so freimütigen und aufrichtig-ungebundenen Gedanken bei uns in diesem Säculo anzutreffen wäre". Auch dem damaligen Abt zu Andechs spricht der Artikelschreiber seinen Dank dafür aus, dass er diese Vorrede nicht nur nicht hintertrieben, sondern sogar mit einem Gutachten begleitet habe.

Dem wackern St. blieb die gebührende Anerkennung auch sonst nicht versagt. 1701 wurde er in Anerkennung seiner „Meriten um die gelehrte Welt" in die „Academia Naturae Curiosorum", die spätere „Kaiserliche Leopold-Karolinische Akademie der Naturforscher", aufgenommen und hat die von dieser Gesellschaft herausgegebenen Ephemeriden — es war die erste wissenschaftliche Zeitschrift, welche in Deutschland erschien, die Vorläuferin der Acta Eruditorum — mehrfach mit Beiträgen bereichert. Der durch seine Geschichte der Philosophie rühmlich bekannte Augsburger Dekan Jakob Brucker (1696—1770) zählt Staudigl „unter diejenige Herrn P. P. Benediktiner neuerer Zeiten in Teutschland, die hier und dar angefangen zu zeigen, dass sie nach dem Exempel ihrer Ordens-Brüder in Frankreich einen besseren Geschmack in Wissenschaften bekommen haben".[3])

Doch müssen wir, wie aus obigem bereits indirekt hervorgeht, bei Staudigl wie den meisten übrigen bayerischen Ver-

---

[1]) Vgl. praelogium — Wesentlich dieselbe Rechtfertigung für die Empfehlung akatholischer oder nicht orthodoxer Schriftsteller findet sich in der Vorrede zu einer späteren Uebersetzung Mabillons (Tractatus de . . . . Latine vertit P. D. Josephus Porta Astensis Monachus Casin. in Collegio Anselmo Benedictino Romae olim Sac. Theol. Lector. Venetiis, 2 Bde, 1745): Gott, der Urheber aller Wahrheit, will, dass seine Kirche jeglicher Wahrheit teilhaftig werde.

[2]) eine bayerische Zeitschrift, die unter den Vorläufern der bayerischen Aufklärungsbewegung eine wichtige Stelle einnimmt und uns im folgenden noch mehrfach beschäftigen wird (=P. B.).

[3]) mitgeteilt nach Parnassus Boicus VI, S. 225.

tretern der neueren Philosophie jener Zeit stets im Auge behalten, dass es sich bei ihnen in erster Linie um die Annahme der modernen Naturauffassung handelt, wie sie von Gassendi und Cartesius geschaffen worden ist. Dabei tritt der scharfe Gegensatz, welcher anfangs zwischen der atomistischen Richtung Gassendis und der Corpusculartheorie Descartes bestanden hatte, jedoch durch die Arbeiten des englischen Chemikers Robert Boyle bald überwunden wurde[1]), bei den hier für Bayern in Betracht kommenden Persönlichkeiten bereits gänzlich zurück, so dass von ihnen beide Begriffe synonym gebraucht werden.

Abgesehen von dieser naturwissenschaftlichen Seite wirkte die neue Geistesrichtung bei ihren ersten Anhängern in Bayern wohl noch im allgemeinen auf Geschmack und Methode in Behandlung wissenschaftlicher Fragen mehr oder weniger ein, dagegen, soweit wir sehen, nur sehr wenig oder gar nicht auf die religiös-kirchliche Lebensanschauung dieser Männer. Nur dass diese neue Naturauffassung zugleich Veranlassung zu einer Reihe von Untersuchungen gegeben hat über die Frage, ob sich dieselbe mit der kirchlichen Transsubstantionslehre vereinbaren lasse.[2]) Zu dieser Frage ergriff auch ein bayerischer Ordensbruder Staudigls, der P. Fruktuosus Scheidsach aus Seeon das Wort[3]) nachweisend, dass die Transsubstantion nicht vom Standpunkt der Peripatetiker aus betrachtet werden dürfe, sondern den Lehren der Corpuscular- (atomistischen) Philosophie entsprechend aufzufassen sei.

Obwohl Scheidsach sein Büchlein unter dem verdeckten Namen Carpophoro del Giudice hatte erscheinen lassen, sollten ihm heftige Kämpfe doch nicht erspart bleiben.[4]) Einer seiner Ordensbrüder, Bernh. Oberhauser zu Ettal, widerlegte Scheid-

---

[1]) Vgl. R. Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart[3], Leipzig 1898, S. 51 f.

[2]) Zusammengefasst unter dem Namen philosophia eucharistica (vgl. J. E. Erdmann, Grundriss der Geschichte der Philosophie, 4. Aufl. von B. Erdmann, Berlin 1896, 2. Bd., S. 19 f.)

[3]) Tractatus de accidentibus absolutis sive sacro-sanctum eucharistiae sacramentum in principiis philosophiae peripatetice impugnatum et ex placitis philosophiae corpuscullariae propugnatum. Authore Carpophoro del Giudice Onesensi. Paderbornae 1718.

[4]) Vgl. Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen, München 1765, I, S. 607 ff.

sachs Lehre alsbald als gefährliche Neuerung. Auch die Uebersendung eines vollständigen Systems der atomistischen Philosophie von seiten Scheidsachs konnte den Gegner nicht umstimmen. Dieser wies vielmehr in einer 1732 erschienenen weiteren Streitschrift nach, dass die atomistische Weltweisheit sehr gefährlich und fast ketzerisch sei. Scheidsach selbst wurde von seiner bisherigen lehramtlichen Thätigkeit abberufen und in einer Weise beschäftigt, dass ihm nicht mehr zu viel Zeit zum Studium übrig blieb — doch hatte er jedenfalls das eine erreicht, dass er durch sein viel bekämpftes Schriftchen in nachdrücklicher Weise Stimmung für die atomistische Naturauffassung gemacht hat.[1])

Auch an der Universität zu Ingolstadt zeigten sich bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Spuren des neuen Geisteslebens.

Der erste nachdrückliche Widerspruch gegen die scholastische Philosophie führt uns hier sogar noch um ein halbes Jahrhundert weiter zurück. Doch ist derselbe nicht von der philosophischen Fakultät selbst sondern von einem hervorragenden Juristen, dem Konvertiten Caspar Manz († 1677) aus Gundelfingen (Württemberg) ausgegangen.[2]) Ohne den Aristotelismus grundsätzlich bekämpfen zu wollen, wies er nachdrücklich darauf hin, dass derselbe durch die Art und Weise, wie er zur Zeit behandelt werde, in einem Masse entstellt sei, dass Aristoteles, würde er aus dem Grabe erstehen, diese Lehre selbst nicht mehr als

[1]) Während wir Scheidsach in der nächsten Zeit (bei Morasch, Grienwaldt und im P. B.) häufig citiert finden, scheint er späterhin in Vergessenheit geraten zu sein: weder in Kobolts noch Baaders bayerischen Schriftstellerlexikons hat er Berücksichtigung gefunden. Doch erwähnt Baader unter Morasch, dass dieser samt seinem Gehilfen Scheidsach wegen des Versuchs, die atomistische Philosophie einzuführen von den Jesuiten Frz. Xav. Stängl „heftig verfolgt" worden sei. (Lexicon verst. baier Schriftsteller I, S. 47). Lippert schreibt 1764 Scheidsach geradezu das Verdienst zu, dass er neben dem späteren Prof. Morasch am meisten zur Einführung der atomistischen Philosophie in Bayern beigetragen habe. (vgl. J. C. Lippert, Nachricht von den ehemaligen gelehrten Gesellschaften in Bayern, a. a. O. 2. Bd., S. 19.)

[2]) Vgl. C. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität, München 1872, I, S. 415, 424 ff., 486 f. II, S. 500, Nr. 116 sowie Bayerische Sammlung etc. I, S. 607; A. M. Kobolts Baierisches Gelehrten Lexicon (bis 1724 reichend), Landshut 1795, S. 425 ff. und Seb. Günthner, Gesch. d. literar. Anstalten in Baiern, 1810, II, S. 226 f.

die seinige anerkennen würde. Sei auch die aristotelische Lehre an sich gut, so sei deshalb doch die Lehre der Neueren nicht zu verwerfen. Im Gegenteil beweise die (vom Tridentinischen Konzil auf den Index gesetzte)[1]) natürliche Theologie des Raymund von Sabunde, dass die richtige aristotelische Auffassung und Erforschung der Natur zur Einsicht in die Weisheit, Allmacht und Güte Gottes leite, und so für alle Fakultäten nutzbringend wirken könne. Theologische Spitzfindigkeiten möge die Philosophie der Theologie überlassen, sie selbst aber ihr Augenmerk vor allem auf die concreten Erscheinungen des Lebens richten; den vornehmsten und nützlichsten Teil der ganzen Philosophie bilde die Physik.[2])

Obwohl Jurist konnte der für die Förderung der Wissenschaft warm empfindende Mann den Missständen in der philosophischen Fakultät nicht ruhig zusehen. Offen sprach er deshalb diese Gedanken aus und liess sie 1648 in dem uns bereits bekannten Schriftchen auch zum Druck bringen. Natürlich blieben Manz auf diesen Angriff hin Misshelligkeiten nicht erspart;[3]) denn — urteilt Günthner — „für die damaligen Zeitgenossen hatten seine Sätze einen zu hohen Sinn.“ Doch durfte er andererseits die Freude erleben, wenigstens einen Kollegen, den Jesuiten Gravenegg (Professor der Theologie), auf seiner Seite zu sehen; ihm hat er denn auch das Schriftchen gewidmet.

In der ausschliesslich mit Jesuiten besetzten philosophischen Fakultät selbst finden wir erst ein halbes Jahrhundert später einen Gegner der alten Richtung. Es war der aus Oeningen in Schwaben stammende P. Ant. Kleinbrodt,[4]) der in den Jahren

[1]) Vgl. Erdmann, a. a. O. I, S. 485.

[2]) Vgl. Caspar Manz, a. a. O. S. 8 und 12.

[3]) Die Baierischen Sammlungen etc. berichten, man habe Manz auf seinen philosophischen Angriff hin das Leben so sauer gemacht, dass er nach Pfalz-Neuburg ging (als Kanzler von 1653—60), bis sich der Sturm gelegt hatte. Nach Prantl wurde der Streit bald gütlich beigelegt. Als Grund des vorübergehenden Aufenthalts in Neuburg gibt Prantl lediglich eine Berufung von seiten des Pfalzgrafen Philipp von Neuburg an, damit Manz das zerrüttete Justizwesen daselbst in Ordnung bringe. — Vielleicht haben beide Momente zusammengewirkt.

[4]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 503 u. II, S. 505, Nr. 158; Kl. Al. Baader, das gelehrte Bayern, oder Lexicon aller Schriftsteller, welche Baiern im 18. Jahrhundert erzeugte oder ernährte, (bis zum Buchstaben K reichend), Nürnberg und Sulzbach 1804, S. 591; u. P. B. VI, S. 268 ff. – Kleinbrodt ist ein Schüler des Jesuiten Franz Rassler zu Dillingen, der dort „ohne

1701—1705 zu Ingolstadt die atomistische Naturauffassung trotz vielfacher Anfeindungen von seiten seiner Kollegen mit Mut und strenger Wahrheitsliebe vertreten hat. Seine philosophischen Anschauungen hat er vor allem in seinem 1704 zu Ingolstadt erschienenen Mundus-Elementaris[1]) niedergelegt, in dem er sich an van Helmont, Cartesius, Robert Boyle und Sturm besonders aber an Entius anlehnt.

Auch zwei andere Professoren standen um jene Zeit der neueren Philosophie nicht ungünstig gegenüber: P. Jos. Vogler († 1708) aus Meringen (Schwaben), und P. Joh. Falk (1680 bis 1737) aus Freiburg in der Schweiz, von denen ersterer 1691 letzterer 1714—15 in Ingolstadt docierte und dann als Prinzenlehrer nach München berufen wurde.[2])

Vier Jahre später wurde von medicinischer Seite moderne Anschauungsweise sehr bestimmt zur Geltung gebracht. Gelegentlich einer Promotion im Jahre 1710 erklärte nämlich der Professor der Medicin Treyling (aus Eichstädt 1680—1758), dass das koppernikanische Welt-System, das von der katholishen Kirche um jene Zeit noch als ketzerisch verworfen wurde, dasjenige sei, welches durch bessere Gründe gestützt und somit der göttlichen Weisheit würdiger sei, auch der biblischen Offenbarungslehre nicht widerspreche. Auf den Einspruch der Theologen musste Treyling seine These zwar modificieren, doch lief die Berichtigung auf den Grundsatz hinaus, dass neben der buchstäblichen Erklärung der Bibel auch noch eine anderweitige möglich sei.[3])

Im Zusammenhang mit dieser Erklärung Treylings steht es vielleicht, dass der Professor der philosophischen Fakultät, Nicasius Grammatici (1684—1736) aus Trient, ein bedeutender Mathematiker, im Jahre 1726 in einem grossen Kupferstiche ein

---

von seinem Compagnon vermerket zu werden" seinen Hörern bereits „eine seines Alters schon ziemlich verbesserte Natur-Lehr" vortrug. Vgl. sein Problema physicum inter Aristotelem et Empedoclem controversum de primis initiis corporis generabilis, das Rassler 1658 zu Dillingen herausgegeben hat.

[1]) Mundus elementaris disputationi subiectus a P. Antonio Kleinbrodt S. I, Ingolstadii 1704, 2 Bde.

[2]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 505 u. II, S. 503, Nr. 139 sowie II, S. 505, Nr. 160.

[3]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 529 und II, S. 502.

Planetolabium nach koppernikanischem System mit beigedruckter Erklärung veröffentlichte.[1])

Trotzdem dürfen wir nicht mit Prantl Grammatici als einen ausgesprochenen Anhänger des koppernikanischen Welt-Systems[2]) betrachten. Eusebius Amort, der dem einstigen Mitarbeiter des Parnassus Boicus im 6. Band eben dieser Zeitschrift ein ehrendes Denkmal gesetzt hat, ihn „eine grosse Zierd unsers Bayerlands, einen der besten Astronomen unsrer Zeiten" nennend, erwähnt, dass Grammatici sein Planetolabium zwar nach der Hypothese des Koppernikus eingerichtet habe, aber nicht gesinnt gewesen sei, jene Hypothese zu realisieren. Denn es sei noch keine unwiderreibliche Demonstration vorhanden, die uns nötige, von dem entgegenstehenden Sinn der heiligen Schrift abzuweichen. Auch habe Grammatici die Unbeweglichkeit der Erde selbst bestätigt gefunden bei Beobachtungen, die er auf Amorts Rat an einzelnen Fixsternen machte: dieselben veränderten das ganze Jahr ihre Distanz nicht und warfen auch keine Parallaxe aus.[3])

Die Stellung, welche Grammatici zum koppernikanischen Weltsystem einnimmt, ist charakteristisch für einen Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert. Während die Vertreter der Kirche sowohl der protestantischen, voran Melanchthon, wie der katholischen sich principiell ablehnend verhielten, suchten die Gelehrten vielfach zu vermitteln.[4]) Man konnte sich einerseits der zwingenden Klarheit der koppernikanischen Anschauung nicht verschliessen, andererseits aber sich auch noch nicht zu einem ausgesprochenen Bruch mit der entgegenstehenden kirchlichen Auffassung entschliessen. Amort teilte die Anschauung Grammaticis offenbar. Und nicht bloss diese zwei Mönche sondern auch die beiden Bahnbrecher der neuen Naturphilosophie Gassendi (1592—1655) und Descartes (1596—1664) strebten eine Vermittelung an; doch ist die Theorie des ein halbes Jahrhundert später lebenden Jesuiten Grammatici die wissenschaftlich

[1]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 541 ff. u. II, S. 508, Nr. 176 sowie P. B. VI, S. 46 ff. u. Baader, das gelehrte Baiern, S. 398 ff.

[2]) Vgl. Prantl. a. a O. I, S. 543.

[3]) Bei Observationibus circa nebulosam in ursa majori, in orione und in collo cygni, allwo die nahe aneinander stehende Sternlein 3. 4. u. 6. magnitud. das Jahr hindurch ihr Distanz nit verändern, folglich keinen parallaxin auswerfen. (P. B. VI, S. 52.)

[4]) Vgl. Siegm. Günther, Handbuch der mathematischen Geographie, Stuttgart 1890, S. 647 ff.

besser fundierte. Gassendi gibt zu, dass die Lehre des Kopernikus die einfachere und wissenschaftlich wahrscheinlichere Erklärung biete, entscheidet sich aber in Rücksicht auf die kirchliche Lehre trotzdem für Tycho de Brahe. Cartesius sucht in der Weise zu vermitteln, dass er die Erde im Hinblick auf ihre unmittelbare Umgebung ruhen, dagegen, im Zusammenhang mit der Sonne und den übrigen Wandelsternen betrachtet, wirbelförmig um die Sonne kreisen lässt.[1])

Grammatici wurde von katholischen wie protestantischen Zeitgenossen zu den bedeutendsten Astronomen jener Zeit gerechnet. Mit vielen derselben in litterarischer Correspondenz stehend, wurde er vorübergehend auch Mitarbeiter der Acta Eruditorum. Mit „allen Merkwürdigkeiten der Philosophie der Neoteriker" hat er sich nach dem Zeugnisse Amorts in überraschend eingehender Weise vertraut gemacht.[2]) Auch möge noch seine chronologische Arbeit vom Jahre 1734 erwähnt sein, in der er durch astronomische Berechnung nachwies, dass die Geburt Christi früher falle als die gewöhnliche Zeitrechnung annehme und zwar eine Differenz von fünf Jahren feststellte.[3]) Grammatici war der Typus eines bescheidenen rastlos fleissigen Gelehrten: „Seine Freud und Aufenthalt — sagt Amort — war in einem ruhigen Zimmerlein und in dem Himmel, an welchem, als er der Gestirn Lauf so punktual beobachtete, anlas er nahme, sich herzlich in der Allmacht und Weisheit Gottes zu erfreuen (sic).[4])

Ausserdem vertrat um jene Zeit der Jesuit Paul Zettl aus Schleissheim (1680—1740), der in den Jahren 1715—18 an der Universität wirkte, auf meteorologischem Gebiet atomistische Grundsätze.[5])

Weitergehende Forschung könnte vielleicht obigen Vertretern oder Freunden moderner Richtungen an der philosophischen Fakultät der Landesuniversität vor der Mitte des 18. Jahrhunderts noch einzelne Namen hinzufügen, kaum aber dürften sie etwas ändern an der Gesamtauffassung des philosophischen Studiums jener Zeit, wie wir es oben kennen gelernt

---

[1]) Vgl. Falckenberg a. a. S. 51 f. u. S. 85.
[2]) Vgl. B. P. VI, S. 47.
[3]) In seiner Dissertatio chronologica de aera vulgari, Ingolstadii 1734.
[4]) Vgl. B. P. VI, S. 50.
[5]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 542 u. II, S. 507, Nr. 174.

haben: die Wissenschaft von der Herrschaft der Theologie zu befreien, sie aus dem Geist toten Buchstabenglaubens und unfruchtbarer Ueberlieferung herauszureissen: dies Ziel ist von den besprochenen Persönlichkeiten kaum zielbewusst angestrebt, geschweige denn irgendwie erreicht worden.

Etwas mehr als in der philosophischen Fakultät geschah in der medicinischen zur Modernisierung der Wissenschaft. Zur Zeit des westphälischen Friedens lag diese Fakultät am meisten darnieder: sie zählte — wohl vor allem infolge der Kriegstrubel — nur mehr einen Zuhörer.[1]) Die Zahl der Professoren ging auch bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts über die allmählich offiziell gewordene Dreizahl nicht hinaus. Doch sehen wir hier bald einzelne Männer auftreten, die aus eigener Initiative erfolgreich nach Erweiterung und Vertiefung der naturwissenschaftlichen Disziplinen strebten und sich um die Beschaffung der nötigen Lehrmittel bemühten. Durch Fakultätsbeschluss von 1659 fing die Anatomie („anatomica demonstratio") allmählich an. Nominalfach an der Universität zu werden. Professor Stelzlin, (1644 bis 1672) aus Inningen (s. von Augsburg), der eben damals dieses Fach vertrat, gab 1665 die erste Anregung zur Herstellung eines „Kräutergartens" allerdings im Widerspruch mit seinen beiden Fachkollegen, die einen solchen für unnötig hielten. Leider blieben die Bemühungen Stelzlins zunächst erfolglos.[2]) Das gleiche Schicksal hatte ein von der Fakultät ausgehendes Gesuch an die Regierung vom Jahre 1703, in dem man darauf hinwies, dass in Altdorf jährlich 1000 fl. und in Padua noch mehr auf den botanischen Garten verwandt werden.[3]) Im Jahre 1719 gab die Fukultät die Erklärung ab, dass es nunmehr dringendstes Bedürfnis geworden sei, für Botanik, Anatomie und Chemie (das Gebiet der „physico-medico-experimentalia") zu sorgen, da man infolge der bisherigen Vernachlässigung dieser Wissenschaften von den akatholischen Universitäten längst überflügelt sei. Als auch dieser Antrag erfolglos blieb, beschloss man, sich selbst zu helfen. Professor Morasch (1682—1734) aus Pöttmes (sw. von Ingolstadt) übernahm die wenig angenehme Aufgabe, Prälaten und Adelige in Bayern,

[1]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 430.
[2]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 494 und II, S. 504 Nr. 150.
[3]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 498.

Pfalz, Augsburg und Regensburg zu besuchen, um Beiträge zu erbitten. Der Plan gelang. Als daraufhin auch die Landschaft und der Churfürst Zuschüsse gewährten, konnte bereits im Februar 1723 ein passender Garten gekauft, und noch im April des gleichen Jahres der Grundstein zu einem Neubau gelegt werden. Die beiden Seitenflügel desselben sollten die nötigen Räume für Chirurgie, Chemie und physikalische Experimente sowie für ein Warmhaus und eine Gärtnerwohnung bieten, während der höhere Mittelbau einen amphitheatralischen Hörsaal für Anatomie enthalten und ausserdem noch mit einem astronomischen Turm gekrönt werden sollte.[1]) Das Hauptverdienst am Zustandekommen fällt Morasch zu, der während der ganzen durch Mangel an Geld und andere Misshelligkeiten oft äusserst schwierigen Bauzeit (1723–35) neben Treyling das Werk leitete und ihm Opfer an Zeit und Geld gebracht hat.

Mit Begeisterung berichtet der 2. Band des Parnassus Boicus (1723) von dieser Vervollkommnung der Universität.[2]) Herzlicher Dank wird dem Kurfürsten, der Landschaft, den Bischöfen und Prälaten für die Unterstützung des Werkes ausgesprochen, vor allem aber werden die Verdienste Morasch' hervorgehoben, „dessen Ruhm und Namen in die ganze gelehrte Welt ausschallen" werde. Können doch hinfüran „die Herren studiosi medicinae und philosophiae von den catholischen Ländern aus Deutschland auf einer catholischen Universität alle anständigen Exercitia finden, welche man zuvor nur in uncatholischen Academien unsres Teutschlands, oder gar in Italien oder Frankreich mit grossen Unkosten suchen musste." Bei der Wertschätzung, welche der Parnassus Boicus den modernen Bildungselementen entgegenbrachte, schien ihm dieser Fortschritt an der Universität wichtig genug, um die neue Einrichtung poetisch zu verherrlichen. Da wir diesen Gelehrtenverein und die unter gleichem Namen von ihm herausgegebene Zeitschrift ohnedies noch näher zu betrachten haben, fügen wir bei dieser Gelegenheit einige poetische Proben bei, die für die Tendenzen des P. B. wie für die Verhältnisse des gesamten Geisteslebens im damaligen Bayern besonders charakteristisch erscheinen.

---

[1]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 529. ff.

[2]) Vgl. P. B. II, S. 247 ff.

O grosser Phoebus-Sohn! O neues Licht der Erden!
O Phönix unsrer Zeit! O Zierde der Gelehrten!
O Ruhm des Vaterlands! O hochverdienter Mann!
Mit Gold schreibt dich mein Zung an Ehren-Tempel an.
Welch' eine edle Glut dein Brust hat angefeuret,
Dass du den alten Ruhm so herrlich hast erneuret.
Von deiner Musen-Stadt? Dass nun so Wunder-schön
Schiess wieder an die Blüh das Teutsch berühmt Athen?

Nachdem der Dichter die Verdienste, welche sich der Kurfürst, Morasch und die Prälaten um die Hebung der Wissenschaften erworben haben, entsprechend gepriesen hat — wobei im Vergleich zu den bekannten Hofpoeten jener Zeit das durchaus Massvolle des Tons Anerkennung verdient — wendet sich der Dichter an die Studierenden:

Nun kehret sich mein Red zu euch ihr Candidaten,
Die ihr die Leibes-Cur mit eurem Seelen-Schaden
Sucht in der Ketzer Land! O ihr kennt nit ihr Schrift,
Die jederzeit erfüllt mit eitel Schlangengift,
Das schwarze Circen-Haus gesippet mit der Höllen
So vil nit hat geschadt Ulyssis Reis-Gesellen,
Als euch der Ketzer Land: eur Beutel wird gelärt:
Eur Seele angeschwärzt: und eure Sinn verkehrt.

* * *

Hier lehrt man aus dem Grund, mit was magnetisch Zügen
Die gross und kleine Welt so wundersam sich fügen.
Hier zeigt Urania den gheimen Sternenlauf,
Und was ins Menschen Leib, schliest man hier alles auf.
Was unsre Mutter Schoss, was fremde Reich gebären,
Was uns der schwarze Mohr, was Perser uns verehren,
Und was der Ganges trinkt, was Colchis und Ophir,
Auf dieser Musen-Bühn euch kommet alles für.
Hier muss Vulcanus auch bei denen Musen sitzen,
Und sein Proserpinam beim Ofen lassen schwitzen.
Hier sengt und brennet man, hier selbst der Samarit
Halb todt Geschlagne heilt mit Oel und Wein und Schnitt.
Und was noch mehrers ist und dis weit übersteiget,
Und was bishero sich so herrlich schon gezeiget;
Und all Tag liechter wird, das ist der Lehrer-Witz
Die (sic) noch weit mehr begreift als dieser Musen-Sitz.

Joh. Adam Morasch, der in seiner Jugend in naher Beziehung zu Abraham a Santa Clara gestanden hatte, zählte überhaupt zu den entschiedensten Anhängern der neueren Richtung. In seiner 1727 herausgegebenen atomistischen Philosophie[1]) hat er sich nach dem Urteile Prantls als kenntnisreichen und mutigen Vorkämpfer der chemischen Molekulartheorie gezeigt und zu dem Umschwung, der sich damals in der medicinischen Fakultät vollzog, mit am meisten beigetragen.[2])

Sein Schüler war Frz. Jos. Grienwaldt.[3]) Geboren 1708 zu Wolfratshausen hat er die Schulen zu München und Ingolstadt mit Auszeichnung durchlaufen und an letzterem Ort unter besonderer Fürsorge von Morasch gestanden, in dessen Haus er wohnte. In einer umfangreichen Dissertationsschrift vom Jahre 1732 über das Studium der Medicin[4]) vertritt er mit überraschender Belesenheit Grundsätze der neueren Philosophie, auf Männer wie Newton und Koppernikus, J. B. Helmont, Gassendi und Cartesius sich stützend sowie auch auf seine bayerischen Vorläufer Scheidsach, Kleinbrodt und Morasch, die er alle ausdrücklich namhaft macht. Als Lektüre empfiehlt er dem angehenden Mediciner unter anderen besonders Gassendi, Cartesius und Sturm.[5])

Mochte schon der rückhaltslos freisinnige Standpunkt des Promovenden, der sich mit einer bisher ungewohnten Unbefangenheit als Neoteriker bekannte, Aergernis erregen, so kam noch verschlimmernd hinzu, dass Grienwaldt in jugendlich stürmischer Begeisterung für seine Wissenschaft wie für seinen verehrten Lehrer nicht nur die aristotelische Philosophie selbst scharf angriff, sondern auch deren damaligen Hauptvertreter an der philosophischen Fakultät, den Jesuiten Hörmann, welcher der ausgesprochenste Gegner von Morasch war. Eine Reihe

[1]) Philosophia atomistica a Joh. Ad. Morasch, Ingolstadii 1727/31, 1. Bd. Metaphysica, 2. Physica universalis behandelnd.

[2]) Vgl. Prantl. a. a. O. I, S. 536 und II, S. 507, Nr. 170. — Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller I, S. 47 f. u. Lippert a. a. O. S. 19.

[3]) Vgl. Prantl a. a. O. I, S. 534 f. — Baader, das gelehrte Baiern, S. 404 ff. — Pl. Stumpf a. a. O. S. 209. — P. P. Huber, der Parnassus Boicus, München 1868 (Gymnasialprogramm), S. 9 f. u. Joh. Casp. Lippert a. a. O. S. 18 ff.

[4]) Medicus novitius scrupolosus, Altorf 1732.

[5]) Grienwaldt a. a. O. S. 114 ff.

von Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten eröffnete sich damit für Grienwaldt. Obwohl die theologische Fakultät die Erlaubnis zur Drucklegung der erwähnten Schrift bereits gegeben hatte, machte sie nachträglich doch wieder Schwierigkeiten. Grienwaldt entzog sich weiteren Misshelligkeiten, in dem er zu Altdorf promovierte. Als er aber nach Ingolstadt zurückkehrte, um seine Kraft dauernd in den Dienst der Anstalt zu stellen, wurden die alten Streitigkeiten aufs neue aufgegriffen. Es kam schliesslich dahin, dass er cum infamia relegiert wurde. Da wandte sich der Gebrandmarkte nach München, wo es ihm 1734 gelang, vom Kurfürsten die Aufhebung der schimpflichen Ausweisung zu erwirken.[1])

Die Universität hatte sich eines bedeutenden Mannes beraubt; der Zurückgewiesene aber entfaltete in München als Arzt eine erfolgreiche praktische und wissenschaftliche Thätigkeit, allerdings auch hier nicht ohne wegen seiner freien Ansichten angegriffen zu werden. Doch auch die gebührende Anerkennung seiner Verdienste blieb nicht aus. Von den Landständen zu München wurde er zum Landschaftsphysikus, vom Fürstbischof zu Freising zum Leibarzt ernannt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, hauptsächlich biographisch-arzneigeschichtlich- und medicinischen Inhalts wurden von „den Gelehrten im Reich“ wohlgefällig aufgenommen. Die Academia Caesarea Leopoldina erwählte ihn zu ihrem Mitglied und viele seiner Arbeiten wurden in die Ephemeriden aufgenommen. Vor allem aber finden wir Grienwaldt seit 1736 als Mitglied des Parnassus Boicus, jenes Vereins von bayerischen Gelehrten, der unter den Vorläufern der bayerischen Aufklärungsepoche die erste Stelle einnimmt.

Bevor wir jedoch zu ihm übergehen, wollen wir noch kurz bei den übrigen Vertretern der neuen Richtung verweilen.

Schwierig, ja gefährlich war in den meisten Fällen die Lage all dieser mehr oder weniger ausgesprochenen Freunde der neueren Philosophie. Die Anschauungen eines Staudigl und Scheidsach bildeten, wie wir wissen, keineswegs etwa die herrschende Richtung in ihrem Orden. Ueber wissenschaftliche Uneinigkeit innerhalb desselben hören wir gerade um jene Zeit vielfach klagen. Vereinzelt, ohne organisatorischen Zusammen-

[1]) Nach Prantl a. a. O.

hang, ja nicht selten ohne jegliche Fühlung mit Gesinnungsgenossen, standen diese Vorläufer des Zeitalters der Aufklärung in der Regel machtlos der herrschenden Schultradition gegenüber, oft schutzlos den Angriffen und Intriguen ihrer zäh am Alten festhaltenden Umgebung preisgegeben.

Doch ist ihre Zahl immerhin eine grössere, als man bei den allgemeinen Bildungsverhältnissen erwarten sollte. Als der Regensburger Benediktiner Rothfischer von einer Rede seines Erfurter Ordensbruders Gorden über die neue Art zu philosophieren, in welcher dieser die peripatetische Logik und Physik bekämpfte[1]), 500 Exemplare nachdrucken liess und dieselben an verschiedene Anstalten und Persönlichkeiten verteilte, erhielt er auch aus Kurbayern mehrfach zustimmende Dankesschreiben.[2]) Auch sonst betont Rothfischer des öfteren, dass schon vor der Mitte des Jahrhunderts einzelne Lehren der Neueren da und dort in Ordensschulen, auch bei Jesuiten Anklang gefunden haben; „nur die Dominikaner und Carmeliter — sagt er, in erster Linie Regensburg im Auge habend — blieben auf ihren Schlendrian erpicht".[3])

In zwei Richtungen lassen sich alle diese „Neoteriker" gruppieren; eine ältere, die wie die bisher erwähnten unter dem massgebenden Einfluss von Helmont, Gassendi, Cartesius, Robert Boyle, Entius und Sturm steht, und eine jüngere, die bereits an Locke, Leibniz und Wolff sich anlehnt.

Die Aufnahme der letzgenannten Richtung erfolgte in Bayern im allgemeinen auf indirektem Wege.

Zu den ersten katholischen Anhängern der Locke-Wolffschen Philosophie in Deutschland zählt der schwäbische Benediktiner Ulrich Weiss, der im Jahre 1747 mit einer neuen Erkenntnistheorie und Methodenlehre hervortrat, die sichtlich von Lockeschem Empirismus und Wolffschem Rationalismus beeinflusst war.[4])

---

[1]) Oratio philosophiam novam veteri praeferendam suadens, Erfurt 1745.

[2]) Vgl. Franz sonst Gregorius-Rothfischers Nachricht von seinem Uebergang von der römischen zur evangelischen Kirche 1752, S. 29 ff. a. a. O. — vgl. auch Werner a. a. O. S. 162.

[3]) Vgl. Rothfischer a. a. O. S. 23.

[4]) Vgl. Werner a. a. O. S. 163 f.; vgl. über Weiss auch Rothfischer a. a. O. S. 31.

Weniger entschieden als von Weiss wurde die neue Lehre zu Salzburg vertreten, zuerst in den dreissiger Jahren von Berthold Vogl, später von dem berühmten Frobenius Forster, dem nachmaligen Fürstabt zu St. Emmeram.[1]) Bei den zahlreichen Beziehungen Bayerns zu Salzburg und Regensburg, besonders dem regen geistigen Verkehr der bayerischen Benediktiner mit diesen beiden wissenschaftlichen Pflegestätten, konnten die vielfachen geistigen Anregungen, die an beiden Anstalten, namentlich von Forster ausgegangen sind, auch für Bayern nicht ohne Einfluss bleiben.

Aus Königsfeld (b. Pfaffenhofen) aus einem Bauernhause stammend[2]), wo Forster 1709 das Licht der Welt erblickte, trat der mit glücklichen Gaben des Kopfes und des Herzens ausgestattete Jüngling 1727 in das Benediktiner Kloster zu St. Emmeram ein. In Anerkennung seiner gründlichen philosophischen Studien wurde er 1744 als Professor der Philosophie nach Salzburg berufen. Hier war er der erste, welcher die Experimentalphysik in einer den Fortschritten der Zeit entsprechenden Weise vortrug.[3]) während er andererseits „den im Verhältnis mit dem Geist jener Zeiten grossen Mut hatte[4])" seine Schüler mit den Anschauungen eines Locke, Leibniz und Wolff bekannt zu machen. Allen Anfeindungen, die er dabei zu erfahren hatte, trat er mit leidenschaftsloser Ruhe aber zugleich auch mit dem sichern Mute der festen Ueberzeugung entgegen. Als er drei Jahre später nach St. Emmeran zurückkehrte, war hier inzwischen ein junger Gelehrter in den Dienst des Stiftes getreten[5]), der späterhin eine Säule der Aufklärungsbewegung in Bayern werden sollte, Johann Peter Osterwald aus Weilburg.[6]) Als Student in Leipzig, Jena und Halle mit der neuen Geistesrich-

---

[1]) Nach dem Zeugnisse Rothfischers begann man in Salzburg anfangs der vierziger Jahre „die Philosophie sowohl als die Theologie auf einem besseren Fuss herzustellen und um ein merkliches ordentlicher zu denken" (vgl. Rothfischer a. a. O. S. 6.) — vgl. auch Werner a. a. O. S. 163.

[2]) Vgl. Lindner a. a. O. I, S. 56 ff; Stumpf a. a. O. S. 231 ff. und Baader, das gelehrte Baiern, S. 337 ff.

[3]) Rothfischer berichtet, dass ein junger Emmeraner, Freiherr von Erfa, in Salzburg nach 1740 über die ersten Theses physicae experimentales disputiert habe.

[4]) Baader a. a. O.

[5]) Vgl. Rothfischer a. a. O. S. 12 ff.

[6]) Vgl. Gebele, Osterwald a. a. O.

tung in unmittelbare Berührung gekommen, war er derselben in der Hauptsache treu geblieben, auch nachdem er zu Strassburg zur katholischen Kirche übergetreten war. Forster und sein Ordensbruder Rothfischer — späterhin durch seinen Uebertritt zur protestantischen Kirche bekannt geworden — traten alsbald mit Osterwald in regen geistigen Verkehr. Wolffs mathematische und philosophische Schriften, Bruckers Geschichte der Philosophie wurden eifrig gelesen. Der damalige Fürstabt, Joh. Bapt. Kraus aus Regensburg (1700—1762, Fürstabt seit 1742), stand ihnen wohlwollend gegenüber. Ueberhaupt scheint von dieser Zeit ab, vor allem durch die Bemühungen dieser beiden Benediktiner, die Lektüre Wolffscher Schriften in Bayern eine häufigere geworden zu sein. Der rüstig vorwärts strebende Forster errang sich bald einen wissenschaftlichen Namen, dessen Ruf weit über die Mauern seines Klosters hinausdrang. Mit bedeutenden katholischen und protestantischen Gelehrten in- und ausserhalb Deutschlands allmählich in litterarischen Briefwechsel tretend[1]) machte er sich mehr und mehr frei von der wissenschaftlichen Engherzigkeit der Schulgelehrten, ja bis zu einem gewissen Grad sogar von der konfessionellen Intoleranz seiner Zeit. Als er 1750 zum Prior und schliesslich (1762) zum Fürstabt in St. Emmeran emporstieg, begann in diesem altehrwürdigen Stift für die Pflege der Wissenschaft ein glänzendes Zeitalter. Im glücklichen Besitz der ausgesprochenen Gabe, die Jugend für sich und seine Anschauungen zu begeistern, andere für seine Ideen zu gewinnen, wusste er einen edlen wissenschaftlichen Wetteifer unter seinen Klostergenossen zu erwecken. Zur Heranbildung tüchtiger Religosen begründete er hier 1766 eine eigene philosophisch-theologische Lehranstalt. Im allgemeinen sich an den Studienplan der bayerischen Benediktinerkongregation anlehnend, räumte Forster den naturwissenschaftlichen Studien einen besonders breiten Raum ein. Dabei scheute er zur Beschaffung der nötigen Lehrmittel keine Kosten. So beauftragte er den berühmten Mechaniker Brander zu Augsburg alle wissenschaftlichen Instrumente, die aus seiner Werkstätte bereits hervorgegangen seien oder noch hervorgehen würden, ihm zuzuschicken. Häufig besuchte Forster den mathe-

[1]) So mit dem Fürstabt Gerbert von St. Blasien, mit Martini in Leipzig, Klotz in Halle sowie mit Pluer und Tander in Dänemark (Baader a. a. O. S. 338).

matischen und physikalischen Unterricht, um zum richtigen Gebrauch der Instrumente anzuleiten. Und wie er auf eine gründliche Unterweisung der jungen Religiosen in den philosophischen Fächern zielbewusst drang, so war er in persönlicher Lehrthätigkeit bemüht, sie in das Studium der Geschichte einzuführen. Auch das von der damaligen Theologie lange vernachlässigte Studium der orientalischen Sprachen wusste er durch den berühmten Benediktiner K. Lancelot zu heben, welcher, der Kongregation der Mauriner in Frankreich angehörend, sich von 1771—75 durch Forster für St. Emmeran gewinnen liess.

„Ich will machen, dass meine Leute mehr lernen als ich gelernt habe, und sie sollen auch mehr lernen können, als ich lernen konnte. Mein Ruhm soll vergehen, aber die Ehre und das Glück der Meinigen soll ewig leben.“[1]) Diese Worte Forsters sind bezeichnend für seine ganze Wirksamkeit. Wir dürfen ihn zu jenen trefflichen, einer massvollen Aufklärung huldigenden Kirchenfürsten des 18. Jahrhunderts rechnen, unter deren segensreichem Regiment damals in so manchem deutschen Kirchenstaat eine vielversprechende Saat aufgegangen ist. „Er bediente sich — urteilt Lindner — seiner ausgezeichneten Talente, und seiner edlen hochherzigen Gesinnung, um Wissenschaft und Tugend zu befördern, die Armen zu unterstützen, ihre Thränen zu trocknen, und alle jene, die seiner Leitung unterworfen waren, (durch sittliche Veredlung) glücklich zu machen. Sein stilles Kloster verwandelte er in eine Freistatt und lenkte die Fähigkeiten derer, die ihre Zuflucht in diese einsame Halle gesucht, zum Frommen der Kirche und des Vaterlandes“.[2])

Die Darstellung der Wirksamkeit Forsters hat uns der Zeit voraus eilen lassen, die zweite Hälfte seines Lebens (1709—91) fällt bereits in die bayrische Aufklärungsepoche: er wie Schüler von ihm werden uns dort wieder begegnen.[3])

Kehren wir ins erste Drittel des Jahrhunderts zurück!

---

[1]) Vgl. Stumpf a. a. O. S. 23.

[2]) Lindner a. a. O. S. 61.

[3]) K. Werner erwähnt als ersten Vertreter der antischolastischen Richtung im katholischen Deutschland den Cistercienserpater S. H. Weber zu Salem (in Baden nw. Bodensee), der 1707 eine in kartesischem Geiste gehaltene Philosophie herausgab. „Von dan an — sagt Werner a. a. O. S. 162 allerdings im Widerspruch mit dem von ihm erwähnten B. Vogel

Die trüben Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges waren, wie uns die Geschichte der vertrauten Nachbarn am Isarstrom gezeigt hat, am wenigsten geeignet gewesen, eine Pflege der Musen aufkommen zu lassen. Als aber die Schreckenszeit der österreichischen Fremdherrschaft glücklich beendet und der Kurfürst in sein neu gewonnenes Land zurückgekehrt war, als auch die französischen Schauspieler wieder ihren Einzug in die Münchener Residenz gehalten hatten (1715), da tauchte bei einigen gelehrten Patrioten der Gedanke auf, auch der deutschen Muse eine Stätte zu besonderer Pflege deutscher Dichtung und deutscher Wissenschaft in Bayern zu schaffen. Bald hatte sich ein gelehrter Verein von 16 Mitgliedern gebildet, um nach dem Beispiel anderer europäischer und deutscher Staaten eine Akademie der Wissenschaften zu gründen.[1])

Die erste Anregung zur Bildung dieses Vereins ist von Eusebius Amort ausgegangen, einem der bedeutendsten katholischen Theologen des 18. Jahrhunderts.[2]) 1692 auf der Biber-

---

zu Salzburg — lässt sich kein Zeichen einer Opposition gegen die scholastische Philosophie vernehmen bis in die vierziger Jahre herab." Wir sehen, lediglich in Bayern findet sich eine Reihe von Männern, die sich im letzten Drittel des 17. und in dem ersten des 18. Jahrhunderts zu gunsten der antischolastischen Philosophie ausgesprochen haben. Doch können auch die obigen Ausführungen über die philosophischen Vorläufer der Aufklärung in Bayern sowohl hinsichtlich der Vollzähligkeit an Vertretern dieser Richtung wie hinsichtlich der Fixierung des Verhältnisses, in welchen der einzelne zu den verschiedenen philosophischen Problemen der Zeit stand, keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Vor allem dürfte der letztere Gesichtspunkt einen interessanten dankbaren Stoff für eine eigene Studie bilden. — Wohl müssen die katholischen Vertreter der deutschen Aufklärungsphilosophie an Fruchtbarkeit der Ideen, wie Weite des Einflusses zurückstehen gegenüber ihren protestantischen Vorläufern und Zeitgenossen, haben aber durch die Eigenartigkeit ihrer Stellung, das Massvolle ihrer Auffassung, und die gesund praktische Gedankenrichtung, die ihnen vielfach eigen ist, Anspruch darauf, von der Geschichte der Philosophie in höherem Masse berücksichtigt zu werden, als dies — soweit d. V. sieht — bis jetzt geschehen ist. Auch in der von katholischem Standpunkt aus geschriebenen Geschichte der Philosophie von A. Stöckl[3] (2 Bde, Mainz 1888) finden Männer wie Eus. Amort, Ans. Desing und Stattler S. J. keine Berücksichtigung — wenn auch letzterer gelegentlich als Gegner Kants erwähnt wird (a. a. O. II, S. 242).

[1]) Vgl P. P. Huber, a. a. O. u. Joh. Casp. Lippert, a. a. O. S. 11 ff.

[2]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. — Baader, das gelehrte Bayern S. 20 ff. — Pl. Stumpf a. a. O. S. 208 ff. — S. Günther, Eusebius

mühle bei Tölz geboren, trat er nach Absolvierung des Gymnasiums zu München in den Orden der regulierten Chorherrn ein, durchlief hier den vorgeschriebenen philosophischen und theologischen Studiengang, um an der Universität Ingolstadt seine Studien zu vollenden. In Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen wurde er, noch verhältnismässig jung, in seinem Kloster zu Polling bei Weilheim mit dem Lehramt der Theologie, des Kirchenrechts und der Philosophie betraut. An diesem durch reges wissenschaftliches Streben berühmten Kloster ist er sein ganzes Leben hindurch fast ununterbrochen thätig geblieben. Schon bald lernte er von hier aus den Münchener Augustiner Gelasius Hieber näher kennen.[1]) Um den jungen Freund in die wissenschaftlichen Fragen jener Zeit einen Einblick gewinnen zu lassen, machte ihn Hieber mit einigen modernen wissenschaftlichen Zeitschriften, den Journaux des Scavans und den Acta Eruditorum, bekannt. Die Lektüre derselben wirkte auf Amort in hohem Grade anregend ein: sie zeigte ihm eine Reihe neuer Gesichtspunkte und drängte ihm die Ueberzeugung auf „dass nach Beendigung der gewöhnlichen Schulwissenschaften das wahre Studium erst zu beginnen habe". In der That entfaltete Amort eine geradezu staunenswerte wissenschaftliche Arbeitskraft. Er beherrschte allmählich das gesamte Wissen seiner Zeit in einer Weise, dass man ihn den

---

Amorts Bestrebungen auf astronomischem und physikalisch-geographischem Gebiete, in den „Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns" herausgegeben von K. v. Rheinhardstöttner, Ansbach und Leipzig 1893, I, S. 103 ff. — Romstöck, die Astronomen, Mathematiker und Physiker der Diözese Eichstätt; Eichstätt 1886, 2. Serie S. 7 f. — Ueber Amorts Leistungen auf philosophischem und theologischem Gebiet vgl. vor allem Werner a. a O. S. 91 ff.

[1]) Im Archiv der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften zu München findet sich in den Sammlungen der Correspondenzen, die nach Jahrgängen und diese in sich alphabetisch nach dem Namen der Briefschreiber geordnet sind (d. V. wird dieselben stets unter A. A. zitieren) vom Jahre 1759 unter dem Schlagwort Polling ein kurzer Bericht von dort über die Gründung des Parnassus Boicus. Der Brief trägt keine Unterschrift, charakterisiert sich aber seiner Schrift nach als ein Manuscript Amorts. Dafür spricht auch, dass Lori durch seinen Freund Döpsel in Polling Amort um Nachrichten über die Geschichte des Parnassus Boicus hatte bitten lassen. (Vgl. Rudhart, Erinnerungen an Lori, akademische Festrede, München 1859, S. 30: Brief Loris an Döpsel v. 24. Nov. 1758.)

katholischen Polyhistor des 18. Jahrhunderts nennen möchte. Dabei war er sowohl auf dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiet wie auf dem der Philosophie und Theologie schriftstellerisch thätig, in beiden Wissenskreisen massgebend auf seine katholischen Zeitgenossen einwirkend. An 60 kleinere und grössere Werke entstammen seiner fruchtbaren Feder.

Auf theologisch-philosophischem Gebiete steht Amort an der Grenzscheide zwischen scholastischer und antischolastischer Richtung: Im allgemeinen an der Scholastik festhaltend dabei aber auf die älteren Meister derselben zurückgehend, sucht er die scholastische Theologie einerseits gegen neuere Richtungen zu verteidigen, andererseits sie zu vereinfachen und zu vertiefen. In der Moralphilosophie verwirft er den Probabilismus,[1]) in der Psychologie lehnt er sich in eklektischer Weise an Cartesius an. Vor abergläubischer Wundersucht bewahrten ihn schon seine gründlichen naturwissenschaftlichen Studien. Scharf sprach er sich gegen die damals viel verbreiteten „Offenbarungen" der Maria von Agreda aus.[2]) Auch sonst bewahrte er sich in einzelnen dogmatischen Fragen eine selbständige Ansicht. So verhielten sich die Mönche zu Polling unter Amorts massgebendem Einfluss gegenüber der Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä, die damals zwar noch eine Schulfrage bildete, aber doch bereits seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von allen katholischen Akademien als offizielle Lehre angenommen worden war,[3]) streng ablehnend, obwohl in Bayern die bayerischen Bischöfe dafür eintraten, und selbst die in dieser Frage etwas zurückhaltende Universität zu Ingolstadt 1653 durch die Kurfürstin Maria Anna zur Sanktion jener These war veranlasst worden.[4]) Ueberhaupt sehen wir Amort in seinem wissenschaftlichen Denken in stets fortschreitender Entwicklung. Recht deutlich zeigt sich dies in seiner Stellung zur Hypothese des Koppernikus. In einer 1723

---

[1]) Vgl. auch Prantl a. a. O. I, S. 581, Anm. 105.

[2]) Vgl. P. P. Huber a. a. O. S. 7.

[3]) Vgl. K. Werner a. a. O. S. 104.

[4]) Vgl. C. Prantl a. a. O. I, S. 459 ff.; K. Werner a. a. O. und S. Günther a. a. O. S. 114 A. 4. — Der junge Kurfürst Max III. Joseph sandte auf die Kunde von der oppositionellen Haltung der Mönche zu Polling dem unbotmässigen Konvent einen scharfen Verweis; leider sind wir über die Wirkung desselben nicht unterrichtet (vgl. Günther a. a. O.).

herausgegebenen astronomischen Schrift spricht er sich noch entschieden gegen dieses System aus und stellt demselben eine eigenartige an Tycho de Brahe sich anlehnende Theorie gegenüber, auf deren Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre er ausdrücklich besonderen Wert legt. Auch als er die Erinnerungsblätter an N. Grammatici schreibt, vertritt er, wie wir gesehen haben, noch diesen Standpunkt. 1763 aber gibt er eine „Erklärung des koppernikanischen Weltgebäudes" ohne jede Bemerkung abweichender Ansicht. Für die 40 Jahre früher mit so viel Scharfsinn aufgestellte Hypothese hat er kein Wort der Verteidigung mehr übrig. Allenfallsigen Angriffen von orthodoxer Seite beugt er vor durch die Mitteilung, der Jesuit Fabri, Pönitentiar zu Rom, habe gegenüber einem hervorragenden Astronomen die Versicherung abgegeben, dass sich der heilige Stuhl der Lehre von der Bewegung der Erde grundsätzlich aus rein religiösen Motiven nicht entgegenstelle.[1]) Auf dem Gebiete der Streittheologie in der ersten Periode seiner Wirksamkeit nicht frei von dem berüchtigten Schmähton, wie er im 17. und noch tief bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein vielfach herrschte, geht er allmählich zu dem edleren Bemühen über, in apologetisch wissenschaftlicher Darlegung den Gegner von den Irrtümern seiner Anschauungen zu überzeugen.[2]) um schliesslich an seinem Lebensabend gemeinsam mit Akatholiken an der Aufklärung und sittlichen Veredlung seines Volkes zu arbeiten: auch mit Protestanten wie Brucker in brieflichem Verkehr stehend, hatte der redlich nach Wahrheit strebende Mann sich allmählich gleich Forster mehr und mehr zur Idee der Toleranz durchgerungen. Selbst ein durchaus reiner und edler Charakter richtete Amort zeitlebens sein Streben unermüdlich auf Förderung der Wissenschaft und geistig sittliche Hebung seines Volkes.

---

[1]) Vgl. S. Günther a. a. O. S. 104 ff. — Ueber die thatsächliche fernere Haltung der Kurie zu dieser Frage vgl. Historisch-politische Blätter, 7. Bd., Mchn. 1841 „der heilige Stuhl gegen Galileo Galilei u. das astronomische System des Koppernicus" S. 385 ff.

[2]) Baader führt unter den Schriften Amorts noch aus dem Jahre 1755 eine Abhandlung folgenden Titels an: „Vernünftige Gedanken eines rasonablen Katholiken bey dem Abfall einiger leichtfertiger Mameluken zum Luthertum, entworfen von Don Pio Filisto, Augsburg 1755. (Baader a. a. O. S. 27.)

Wir sind, um die Persönlichkeit des Mannes, welcher der Urheber unseres Vereins wurde, näher kennen zu lernen, dem Gang der Ereignisse vorausgeeilt; wenden wir uns zurück zum Jahre 1720[1]), der beginnenden Freundschaft zwischen Amort und Hieber.

Mutig ging damals Amort, angeregt durch die erwähnte Lektüre, ans Werk und „stupfte ohne Unterlass seinen lieben Wegweiser, einen Entwurf zu machen, wie auch im Bayerland die Liebe zu solcher Gelehrsamkeit erneuert und durch eine Gesellschaft, die Schriften erscheinen lasse, unterhalten werden könne".[2])

Hieber willigte in den Vorschlag ein: in überraschend kurzer Zeit war ein Verein geschaffen, ein Programm entworfen. Wir gehen auf diesen Statutenentwurf näher ein, da er für die damaligen kulturellen Verhältnisse in Bayern, für die Lebensanschauungen von Männern, die wir zu den höchst gebildeten ihrer Zeit rechnen müssen, ausserordentlich charakteristisch ist. Eine dreifache Aufgabe stellten sich die jungen Akademiker:[3]) „Erstlich die Erhaltung und Vermehrung des wahren und allein seligmachenden römisch-catholischen Glaubens in Deutschland. Dieses Ziel zu erhalten sollen die ketzerischen Schriften, welche in dem römischen Reich ausgehen, ohne Bissigkeit mit bestem Glimpf, doch rechten Fundament, widerleget werden. Andertens solle die Glori und Ruhm des durchlauchtigisten Churhaus, wie auch des ganzen Churfürstentums Bayern, wo es nur immer in einer Begebenheit hiezu Gelegenheit gibet, allermöglichist vortragen (sic) und behauptet werden." Zur Erreichung dieses Zwecks „sollen alle gedruckt und geschriebene, auch andere Documenta wie nicht minder die Antiquiteten allermöglichist und unermüdet durch ganz Churbayern hervorgesuchet werden. Das dritte Ziel und End soll sein, die hohe Nutzbarkeit von denen vornehmsten Wissenschaften

---

[1]) Vgl. A. A. a. a. O. — dass der Anfang der Beziehungen zwischen Amort und Hieber in den oben angenommenen Zeitpunkt fallen muss, ergibt sich daraus, dass Hieber nach obigem Bericht (A. A.) Amort die Acta Eruditorum von 16 ?—1720 zur Verfügung stellte, andererseits bereits 1722 der erste Band des Parnassus Boicus erschienen ist.

[2]) Vgl. A. A. a. a. O.

[3]) Der Statutenentwurf ist bei Lippert a. a. O. im Anhang S. 32 ff. mitgeteilt. Die im nachfolgenden Auszug in ( ) eingefügten Zahlen geben die §§ des Entwurfs an.

und Künsten in bayerischen Landen einzuführen und zu befördern.“ Zur Verwirklichung des leztgenannten Zweckes sollen vor allem Auszüge aus allen im römischen Reich erscheinenden Büchern „ordinari Traktatl“ unter gleichzeitiger Widerlegung etwaiger Fehler veröffentlicht werden (32). Die in München anwesenden Mitglieder sollen sich wöchentlich einmal versammeln (31): alle sollen dazu beitragen, dass ausser den ordinari Traktatl von Zeit zu Zeit noch besondere erscheinen: „auf dass die Academi recht berühmt werde“. Die ersteren sollen „allezeit soviel, als nur immer möglich, in guter reiner hochdeutschen Sprach verfasst sein“. Bei lezteren ist jedem gestattet, sie „in selbst beliebiger Sprach herauszugeben“ (25 u. 27). Zur Belebung des Studiums sollen alle auswärtigen Mitglieder mit denen in München in regen Briefverkehr treten und sie mit historischem und naturwissenschaftlichem Material aus den Provinzen versehen, ihnen berichten, „was in der Natur und allen Wissenschaften Wundersames sich erreignet“ (29). Mitglieder können sowohl Geistliche wie Weltliche werden, doch müssen alle wirklich in Bayern ansässig sein (12). Die Aemter sollen unter Weltlichen und Geistlichen in gleicher Weise verteilt werden (9). Ueber die religiösen Verpflichtungen der ganzen Akademie wie der einzelnen Mitglieder werden ins einzelne gehende Bestimmungen getroffen. Um von dem allmächtigen Gott desto besser gesegnet zu sein, soll sich die Akademie einen heiligen Schutzpatron aus den Voreltern des durchlauchtigisten Kurhauses erwählen (1); an dem Fest desselben soll in den Kirchen Münchens ein hochfeierliches heiliges Hochamt gehalten werden, dem die Münchener Mitglieder beiwohnen, während die auswärtigen ihn mit besonderer Veneration beehren (2). Stirbt ein Mitglied, so sollen alle übrigen verbunden sein, jeder besonders zu seiner Seelentrost eine heilige Mess zu lesen oder lesen zu lassen“ (3). Endlich auf Grund einer besonderen Formula votiva sich „bei seinem Gewissen, Trauen und Ehren verbünden, dass er sich die Zeit seines Lebens möglichist angelegen sein lassen wolle, des allmächtigen Gottes und aller seiner heiligen Ehre zu befördern, den römisch-catholischen Glauben und päpstlichen Stuhl zu Rom wider alle ketzerischen Schmähschriften und Lästerungen zu beschützen; dann sonderbar alle dem durchlauchtigisten Churhaus zustehende Jura zu behaupten und nach Kräften hervorstreichen, was nur zu des bayerischen Churhaus unsterb-

lichem Ruhm gelangen kann, nach möglichsten Kräften zu beförderen“ (6).

Es sind biedere Patrioten diese jungen Akademiker: Ruhm und Ehre ihres Vaterlandes möchten sie fördern, besonders das wissenschaftliche Ansehen desselben heben. Der geistige Zusammenhang mit den vertrauten Nachbarn am Isarstrom tritt in den beiden ersten Punkten ihres Programms deutlich hervor. Allein ist auch hier wie dort der Geist noch ganz in confessionellem Gegensatz befangen, wie gross ist doch der Fortschritt, den schon diese Statuten gegenüber der Isargesellschaft bekunden! Die Auffassung ist bei aller Beschränktheit des geistigen Gesichtskreises doch eine tiefere, der Ton bei aller Unbeholfenheit ein vornehmerer geworden. — Trotz der nachdrücklich ausgesprochenen Ergebenheit gegenüber Staat und Kirche glaubten die jungen Akademiker doch damit rechnen zu müssen, dass ihre Bemühungen als gefährliche Neuerung heftige Angriffe erfahren könnten. Um Schwierigkeiten dieser Art vorzubeugen, erbittet § 23 von Kurfürstlicher Durchlaucht, dass die aus der Gesellschaft hervorgehenden Schriften von dieser selbst censiert werden dürfen[1]) und § 28, dass stets, der wirklich regierende Kurfürst oder der Kurprinz das Protektorat der Gesellschaft übernehmen möge. „damit durch das hohe Ansehen und Vorschub solchen hohen Protektoris die Academi vor allen bevorstehenden und besorgenden neidischen Anstössen beschützet werden möchte, weilen doch diese löbliche, unzweiflich Gott gefählige Academia von dem Teufel und seinem Anhang nicht werde unangefochten gelassen werden“ (18).

Vorstehendes Programm wurde der Regierung zur Genehmigung vorgelegt, zugleich an den Kurprinzen das Ersuchen gerichtet, das Protektorat zu übernehmen und zu gestatten, dass sich die Akademie nach ihm Academia Carolo-Albertina benennen dürfe. — Wir sehen: die Pläne Amorts und Hiebers waren wohl durchdacht; kamen sie zur Durchführung, so konnte sich allmählich eine Akademie entwikeln, die sich ihren Zeitgenossen würdig zur Seite stellen durfte. Allein für eine Frei-

[1]) „weilen sonsten durch die langsam folgende Censur allerlei Verhindernussen des guten Verhabens erfolgen; die Academi aber ohnedem allzeit mit solchen hochgelehrten in omni scibili erfahrenen Mitgliedern besetzet sein werde, dass ihre Censur gewiss nichts herausgeben lasst, welches contra Statuta Canonica oder Imperialia laufet“ (23).

heit der Wissenschaft, wie sie hier durch Befreiung von der offiziellen Censur gefordert wurde, war in Bayern die Zeit noch nicht gekommen: das Gesuch wurde aus Gründen, über die wir nicht näher unterrichtet sind, abgelehnt. Doch werden wir kaum irregehen, wenn wir mit P. Huber annehmen, dass die Sache an eben jener Censurfrage scheiterte. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme wird vor allem durch die Thatsache unterstützt, dass es auch in den nächsten Jahrzehnten — wie wir später erfahren werden — um eben diese Frage noch zu heissen Kämpfen gekommen ist.[1])

Angesichts der ablehnenden Haltung von seiten der Regierung traten die meisten Mitglieder zurück. Nur Amort, Hieber und sein Ordensbruder Agnellus Kandler liessen sich nicht entmutigen. Von der Notwendigkeit ihrer Bestrebungen für das Wohl des Vaterlandes überzeugt, beschlossen sie, ihre Pläne auf eigene Faust ins Werk zu setzen. Schon 1722 liessen sie den ersten Band der geplanten „ordinari Traktatl" erscheinen, jetzt unter dem Titel „„Parnassus Boicus oder Neueröffneter Musen-Berg, worauff verschiedene Denck- vnd Lesswürdigkeiten auss der gelehrten Welt zumahlen aber auss denen Landen zu Bayern | abgehandlet werden.““

Zu den oben erwähnten drei Männern kamen an ordentlichen Mitgliedern noch der spätere churfürstliche Hofkammerrat Joh.

[1]) Dieser Beilage in Lipperts Abhandlung ist auch ein Entschluss Max Emauels beigefügt, der die vorgelegten oben besprochenen Statuten in vollem Umfang genehmigt. Es muss zunächst dahin gestellt bleiben, welche Bewandtnis es mit diesem Schriftstück hat. Datum und Unterschrift fehlen, schon dies charakterisiert es vielleicht als eine Vorlage, welche dem Kurfürsten zur Genehmigung unterbreitet wurde, diese aber nicht erhalten hat. Lippert ist, wie er selbst angibt, die ganze Beilage aus dem Archiv der Jesuiten (!) übergeben worden. — Lippert selbst berichtet merkwürdigerweise, dass die zu seiner Zeit noch lebenden Mitglieder (dahin zählt Eus. Amort!) es in Zweifel ziehen, ob fraglicher Schutzbrief ordentlich ausgefertigt und der Gesellschaft zugestellt worden sei; sie seien vielmehr der Meinung, dass zwar diese Gesellschaft mit Vorwissen des Hofes errichtet, dieselbe aber niemals auf eine solche Art, wie die dermalige (1759) gegründete Akademie der Wissenschaften bestätigt worden sei. Zur relativen Sicherheit wird diese Angabe durch die ganze fernere Geschichte des Vereins insbesondere durch die Thatsache, dass er den beabsichtigten Namen nicht annahm, und wir bei der Gründung der Akademie 1759 wiederholt hören, dass der P. B. vor allem auch wegen der mangelnden Unterstützung von seiten der Regierung sich nicht habe behaupten können.

Ad. Spätt († 1770), der aus einer Münchener Patricierfamilie stammende Augustiner Joh. Bapt. Inninger (1656–1730) und ein gewisser Corbinian Maurer aus Otterfingen (1678–1728) hinzu sowie i. J. 1736 der uns bereits bekannte Grienwaldt. Doch haben noch mehrere Persönlichkeiten, ohne ordentliche Mitglieder zu sein, die Sache des Parnassus Boicus durch einzelne Beiträge oder besonderes Eintreten für denselben gelegentlich gefördert, unter ihnen auch einige Jesuiten, wie der tüchtige Astronom Nic. Grammatici.[1])

Von dem ursprünglichen Programm hielt man jetzt nur mehr den dritten aber wichtigsten Punkt „Förderung der Wissenschaften und Künste“ fest. Die geringe Mitgliederzahl mag zu dieser Einschränkung vor allem massgebend gewesen sein, vielleicht hatten die beiden ersten Punkte auch mehr ein Captatio Benevolentiae sein sollen, um der churfürstlichen Unterstützung um so sicherer teilhaftig zu werden.

Das Unternehmen wird mit einem Hinweis auf das übrige gebildete Europa begründet: das gelehrte Italien sei hierin schon vor vielen Jahren vorangegangen, seinem Beispiel sei 1665 Frankreich gefolgt, bald darauf Engelland, Holland und Deutschland und neuerdings auch das gelehrte Portugal. „„Wie sich nun im vnsrem Teuschtland, Catholischen Antheils vnsres Wissens noch nichts dergleichen hervorgethan dahingegen es bey denen Uncatholischen in ihren Buchläden von derley Art Schrifften wimmlet als haben dann vnsre Catholische Musen vmb so mehr sich bemüssiget sich zusammen zesetzen vnd gleich als biss dato geschehen von ihren Unterredungen von gelehrten Sachen dem Publico Nachricht zegeben““ (II, 4); dabei will aber der P. B. nicht wie die meisten gelehrten Zeitschriften in erwähnten Ländern bloss Auszüge und Anzeigen von fremden

[1]) An gelegentlichen Mitarbeitern lernen wir ausser Grammatici noch kennen: die Jesuiten Theod. Schmacker und Jos. Falk (uns durch seine Toleranz gegenüber der neueren Naturauffassung bereits bekannt), die regulierten Chorherrn zu Polling: Sailer (über das Stift Bernried und das Geschlecht der Seefelder), Prosper Goldhofer (Berechnung der Mondsverfinsterung v. J. 1736) und Herculan Vogel (über das Nordlicht) sowie den Chorherrn von Bayerberg Benno Zaissberger (über das dortige Stift und das Geschlecht der Iringer); ferner den Kurfürstl. Hofratsadvokat Dr. Joh. Jos. Pock aus Salzburg und den Churfürstlichen Leibarzt Dr. Wolfg. Bergbauer (vgl. Lippert a. a. O. S. 27 f., Stumpf a. a. O. S. 210 und A. A. a. a. O.).

Büchern bieten, er will vielmehr selbst „seine eignen Inventiones und Erfindungen herausgeben, welches kein Journalist niemals gethan hat." - Das ursprüngliche Programm nach dieser Richtung hin erweiternd, stellen sich unsere Freunde das kühne Unternehmen, ihren Lesern in fortlaufenden Abhandlungen den „Umkreis der gesamten Wissenschaften und Künste" vorzutragen. Der geringe Bücherhandel und die strenge Censur damaliger Zeit in Bayern sowie der Mangel an Büchern gewünschten Inhalts, die frei von dem „leidigen heimlichen Ketzer-Gift" unbedenklich dem Leser hätten in die Hand gegeben werden können, dürfte unseren Freunden die Ueberzeugung aufgedrängt haben, dass blosse Bücheranzeigen und Besprechungen nicht geeignet seien, die nötigen Grundlagen einer höheren Geistesbildung zu schaffen. Nach drei Gesichtspunkten wird der zu behandelnde Stoff gegliedert: erstens sollen „alle Fakultäten, freie Künsten und Wissenschaften in einem kurzen und annehmlichen Begriff vorgetragen" werden. „Fürs andere" will man „die Geschichten und ganze Histori sowohl die weltlich- als geistliche natürlich- als gelehrte der Bayrischen Landen Stuckweiss auf die Bahn bringen." Drittens werden die Bayrischen Musen ihren Landsleuten Nachricht mitteilen, „was hin und wider Neues in der gelehrten Welt zumalen in unsren Landen zu Bayern vorgehet." Erfindungen in natürlichen und mathematischen Sachen, neue Bücher und Observationen von Himmelsphänomenen werden besonders betont. Freunde der Musen als Mitarbeiter willkommen geheissen (II, 4 und 549 f.).

Wenden wir uns dem Inhalt selbst zu. Die ganze Zeitschrift umfasst sechs Oktavbände von durchschnittlich 500 Seiten; in zwanglos erscheinenden „Unterredungen" bezw. „Versammlungen" oder „Stücken" von durchschnittlich 70 Seiten soll Apollo in je 5 10 „Berichten" „alle und jede Wissenschaft so kurz und gut als möglich vortragen" „und zwar von dem untersten Staffel des Parnassi" angefangen „bis zu der höchsten durch die ganze Encyclopedy der gesamten freien Künsten und Wissenschaften." In glücklicher Würdigung der Zeitströmung werden die modernen, von der Jesuitenpädagogik am wenigsten gepflegten Bildungsfächer: Geschichte, Naturwissenschaften und moderne Sprachen, vor allem die Muttersprache besonders betont. Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, „dass einem Gelehrten jetziger Zeit die Wissenschaft derjenigen europäischen Haupt-

Sprachen vonnöten sind, wo die Scienzen Wissenschaften und Künsten in Flor seind“ (II, 11). Dabei wendet sich die Zeitschrift nicht an die Gelehrten schlechthin, sondern an die Gebildeten und den für eine höhere allgemeine Bildung empfänglichen Teil des Volkes überhaupt. Kunst und Wissenschaften will sie „denen Unwissenden etwas bekannt machen, in denen Anfangenden befördern, in denen Fortschreitenden weiterführen, in denen würklich Gelehrten aber selbe auffrischen und ihnen gelehrte Neuigkeiten“ mitteilen (II, 4). „Reine gelehrte Dissertationes aber, ob sie auch hier nicht ausgeschlossen, werden doch mit besseren Fug anderen, meist lateinischen Werken überlassen“ (V, 13, S. 6.).[1])

Der religiöse Standpunkt ist ein streng kirchlich-konfessioneller. In der Einleitung zu einem „Pastorella oder Schäferliede zu Ehren der heilwertisten Geburt Jesu Christi“ wird ausdrücklich betont, dass der P. B. „ein wahrhatt Christ-Catholisches Herz traget“ und „nimmermehr einiges Wortel oder Buchstaben von hieraus soll vorkommen, welcher nicht in allertiefest und schuldigster Submission dem Urteil der h. catholischen Kirchen solle und wirdet unterworfen sein“ (I, 195). Auch an Ausfällen gegen das Luthertum fehlt es nicht ganz, wenn sie auch nicht häufig sind, besonders in den späteren Bänden fast ganz verschwinden. Ueber den heiligen Benno berichtend, erzählt Hieber z. B. dass die Kanonisation desselben 1523 erfolgte, „als die unglückseelige Brut Lutheri, der rasende Carlstatt und seine Spiessgesellen die Kirchen gestürmet, die Bilder zerschlagen, die Altär über den Haufen geworfen und noch viel andere unsägliche Greul getriben, wie solches so gar auch zu sehen in des Luthers-Schriften selbsten“[2]) (I, 490 f.). Auch der einst so leidenschaftlich geführte Kalenderstreit[3])

[1]) Da der fünfte Band nicht fortlaufend paginiert ist, zitieren wir wie hier, 5. Band, 13. Bericht, S. 6 (V, 13, S. 6).

[2]) Auch über diese Kanonisation des heil. Benno „zerbörstete niemand mehrers als eben der leidige Luther selbsten, wie er denn eine infame Lasterschaft (sic) ausfertigte, unter dem lästerlichen Namen: der alte Teufel und neue Götz zu Meissen; wofür man ihn billigster massen mit einer feurigen Zangen seine sacrilegische Schmach-Zunge solte aus dem Rachen gerissen . . . (I, 490 f.).

[3]) Vgl. F. Stieve, der Kalenderstreit des 16. Jahrhunderts in Deutschland in den Abhdlg. d. hist. Classe d. Kgl. B. Akademie d. Wissenschaften, XV. Bd., 3 Abtlg, S. 1 ff. München 1880.

lebte in mehreren Berichten Hiebers „von der abermalig-vorhabenden Neuerung der Herren Protestanten von wegen künftigen Ostern anno 1724“ nochmals auf (I. 223 ff.), doch ohne in den gehässigen Ton der früheren Zeiten zu verfallen.

Trotz dieses engherzigen Konfessionalismus vertritt der P. B. doch auf allen übrigen Gebieten die Sache einer massvollen Aufklärung. Als Freund einer solchen haben wir ihn bereits in den Gedächtnisblättern an Kleinbrodt und Staudigl kennen gelernt sowie in der poetischen Anerkennung, die er den modernisierenden Bestrebungen an der Landesuniversität gezollt hat. Hier wie auch sonst finden wir warme Begeisterung für die Sache des Fortschrittes. So wird auch mit sichtlicher Genugthuung erwähnt, dass der als Mitarbeiter uns bereits bekannte Augustiner Chorher Herculanus Vogl 1740 eine Mathesis Pollingana geschaffen habe; denn nachdem Amort in seiner Philosophia Pollingana (1730)[1]) eine Methode erfunden habe, die mechanische Philosophie eines Cartesius und Newton mit der scholastischen in eine fügliche Allianz zu bringen, sei auch ein entsprechendes mathematisches Compendium notwendig geworden, da die Philosophie der Neoteriker unmöglich ohne die mathematischen Wissenschaften könne verstanden werden (VI. 314 f.).

Aus der Feder Amorts stammen auch überwiegend die naturwissenschaftlichen und geographisch-astronomischen Berichte[2]), die wir in allen Bänden des P. B. finden. Der Verfasser macht seine Leser mit dem Wesen von Verfinsterungen bekannt, mit der Bewegung der Planeten und ihrer Trabanten, mit den Cometen, mit der Einrichtung und Bedeutung des Thermometers und Barometers — insbesondere für die geographische Forschung — sowie mit der Längenbestimmung nach der Methode des P. Grammatici; auch meteorologische Probleme erörtert er und beweist in ausführlichen Abhandlungen die Unmöglichkeit, Gold zu machen. „Mag auch — sagt Günther[3]) — der wissenschaftliche Wert dieser so zahlreichen Beiträge an und für sich kein allzu hoher sein, so empfangen wir doch sicherlich den

---

[1]) Dieselbe hat bereits 1734 eine 2. Auflage erlebt (vgl. Baader, das gel. Baiern S. 24).

[2]) einige derselben sind Amort von P. Ignaz Kögler S. J. aus China zugesandt und von ihm mit Anerkennungen versehen worden (vgl. Lippert a. a. O. S. 26).

[3]) S. Günther, Eus. Amorts Bestrebungen a. a. O. S. 112.

Eindruck, dass wir es in Amort mit einem höchst unterrichteten, strebsamen und in der Popularisierung wissenschaftlicher Ergebnisse geschickten Mann zu thun haben".

Von Grienwaldt rühren die zahlreichen Beschreibungen von bayerischen Heil- und Gesundbrunnen, die Biographien tüchtiger bayerischer Aerzte und die sonstigen ins medizinische Fach einschlagenden Abhandlungen her, die sich in den beiden letzten Bänden unserer Zeitschrift finden. Auch die liebevollen Ausführungen über die ihm als Freunde der atomistischen Naturauffassung geistesverwandten P. Staudigl und P. Kleinbrodt[1]) haben wir ihm zu verdanken. Im letzten Blatt des P. B. ersucht der rastlos thätige Mann noch „alle treu gesinnte medicinische Patrioten des Bayrlands" höflich, „beliebigen, auch nur geringen Beitrag zu einer vorhabenden Bayrischen Topographiam Botanicam" einzuliefern (VI, 584 ff.).

In seinen biographischen Arbeiten begegnete sich Grienwaldt mit Agnellus Kandler aus Regensburg (1692—1745),[2]) dessen Vater Johann Kandler wir bereits als Mitglied der Isargesellschaft kennen gelernt haben. Kandler war ein Mann von aufrichtiger und ungeheuchelter Frömmigkeit, offenem Vertrauen erweckenden Charakter und überraschender Arbeitskraft, der seine Mussestunden vor allem der Erforschung und Popularisierung der bayerischen Geschichte gewidmet hat. Zahlreiche umfangreiche Abhandlungen in allen Bänden des P. B. bilden die Frucht dieser Studien: sie befassen sich mit der Beschreibung und Geschichte bayerischer Bistümer[3]), Klöster[4]), hoher Adelsgeschlechter[5]) sowie mit den Lebensschiksalen und der Wirksamkeit hervorragender Persönlichkeiten wie z. B. der-

---

[1]) Sowie die über Meichelbeck und Geiger, über das Salzwesen in Bayern und die Besprechung einiger medicinischer Schriften.

[2]) Auch Cändler geschrieben vgl. über ihn ausser P. Huber a. a. O. S. 9 und Lippert a. a O. S. 14 ff. Baader, Lexikon baierischer Schriftsteller S. 180 ff.

[3]) Regensburg, Passau, Salzburg, Freising, Chiemsee sowie das Stift zur alten Kapellen in Regensburg.

[4]) Nieder- und Oberaltaich, Adlerspach, Altomünster, Hohenau und Andechs.

[5]) Der Grafen von Scheuern, Wartenberg, Tilly, Seinsheim, Törring; Tattenbach und Haimhausen, der Freiherrn von Lerchenfeld und Perfall, auch das Geschlecht der Maffei ist behandelt.

jenigen Aventins.[1]) Man wird diesen Arbeiten wie den bereits erwähnten Grienwaldts, zu denen noch diejenigen von Hieber[2]) und einige von Spätt[3]) hinzu kommen, zum Teil Quellenwert zuschreiben müssen: grösstenteils mit anerkennenswertem Sammeleifer und warmem patriotischen und sittlichen Empfinden geschrieben, waren diese Monographien trefflich geeignet, den Leser mit den besten seines Volkes bekannt zu machen sowie im Vereine mit den Darstellungen aus dem Gebiete der Geographie Sinn und Interesse für Beschaffenheit und Geschichte der Heimat zu wecken. So schildern gleich die einleitenden Abschnitte des ersten Bandes dem Leser die geographische Lage Bayerns, seinen Reichtum an Flüssen und Seen, an Produkten des Mineral-, Pflanzen- und Tierreichs sowie die Schönheit des Landes, dessen Bewohner, „von guter Gesundheit, tapfere, standhatte und streitbare Soldaten" sind und „an Fähigkeit zu denen schönsten Künsten und Wissenschaften keiner Nation der ganzen Welt nachgeben" (I, 31). Viele dieser Beiträge zu einer bayerischen Heimatskunde haben noch heute allgemeinen oder lokalgeschichtlichen Wert, so die bei der Beschreibung des (an Bayern grenzenden) Gasteiner Bades (V, 21 S. 25 ff.) mitgeteilten poetischen Stücke, die uns mit der Geschichte des Bades sowie in humorvoller Weise mit den Baderegeln bekannt machen.

Kandler hat ausserdem auch eine Abhandlung über die deutsche Sprache geschrieben, bevor wir jedoch davon reden, müssen wir die Bemühungen Hiebers auf diesem Gebiete kennen lernen.[4])

---

[1]) Ausserdem: Pet. Apian, Johann Eck, Martin Eisengrim, Johann von Wert[h], Friedrich Staphilus. Von dem als Mathematiker und Astronom berühmten Sohn Peter Apians Philipp, der wegen Hinneigung zur lutherischen Lehre Ingolstadt verlassen musste, erwähnt Kandler bloss, dass er „es seinem Vater an Wissenschaft mathematischer Sachen gleich wo nit gar bevorgethan" (II, 134). Doch vgl. auch Kandlers Bericht „aus der Geographie, von denen Landcharten Bayrlands" II, 158 ff., wo Ph. Apian „der Bayrische Strabo oder Ptolemäus" genannt wird.

[2]) Berichte von Bayern in „kirchen-geographisch und politischen Sachen" sowie von der Abstammung und Geschichte des Churhauses.

[3]) Ueber die Grafen von Wartenberg und Tilly sowie über Orlando di Lasso und Hans Rosenplüt.

[4]) Eine übersichtliche Inhaltsgruppierung der ganzen Zeitschrift gibt Huber a. a. O. S. 12, doch ohne die Autorschaft für die einzelnen Abhandlungen anzugeben.

In Hieber haben wir einen Mann von nicht unbedeutender Begabung und gründlichen Kenntnissen vor uns.[1]) Reger Wissensdrang hatte den aus Dinkelsbühl stammenden (geboren 1671) jungen Hieber trotz misslicher äusserer Verhältnisse Mittel und Wege finden lassen das Gymnasium zu durchlaufen, um alsdann im Jahre 1691 in München in den Orden der Augustiner einzutreten. Bei seinen theologischen Studien lernte er bald den Wert gründlicher Schriftkenntnis schätzen und studierte deshalb eifrig die griechische und hebräische Sprache (auch Italienisch und Französisch trieb er). Bald bildete sich Hieber zu einem Kanzelredner aus, dessen Ruf über Bayern hinaus in die angrenzenden katholischen Länder drang. Oft wurde er als Festredner in fremde Kirchen gebeten, während andererseits Fremde, welche nach München kamen, gerne die Gelegenheit benützten, Hieber predigen zu hören. Gross war das Vertrauen, dessen er sich allgemein erfreuen durfte: täglich kamen Personen des verschiedensten Standes zu ihm, um seinen Rat einzuholen. Dass er diese Vertrauensstellung zugleich dazu benützte „von der catholischen Lehr irr-gehende zur Schooss der wahren Kirchen zu geleiten“,[2]) liegt in der Engherzigkeit seiner konfessionellen Anschauungen wie im Charakter seiner Zeit begründet.

Trotz dieser ausgedehnten priesterlichen Thätigkeit fand Hieber noch Zeit zu eifrigen umfassenden Studien. Von früher Morgenstunde (er pflegte um drei Uhr aufzustehen) bis tief in die Nacht hinein war seine freie Zeit dem Studium gewidmet. Obwohl von Natur ein trefflicher und infolgedessen sehr beliebter Gesellschafter, ging er doch allen derartigen Gelegenheiten möglichst aus dem Weg, und obwohl er im Kloster lebte, blieb sein Blick doch auf die ganze gelehrte Welt gerichtet — freilich mit frohem Herzen nur auf diejenige katholischen Ursprungs. Wir kennen ihn bereits als eifrigen Leser der Acta Eruditorum und der Journaux des Scavans: auch die Faglietti letterati las er, und führte mit einer Reihe von bedeutenden Gelehrten eine ausgebreitete Correspondenz.

---

[1]) Ausser Huber a. a. O. S. 9 vgl. vor allem Kandlers Abhandlung über Hieber im 5. Bd. des Parnassus Boicus 17. Bericht. S. 57 ff. ausserdem Baader, das gelehrte Baiern S. 502 ff.

[2]) Er war damit oft und viel beschäftigt und hat über 70 bekehrt P. B. V, 17, S. 67.)

In unserem Verein war Hieber, wie wir gesehen haben, von vorne herein mit der Organisation in erster Linie betraut. Er ist — wie sein Biograph Kandler sagt — der erste gewesen, so dem Musenberg „den Namen geschöpfet, der sie zu dieser so nutzlich- als annehmlichen Unterhaltung angefrischet, selbe durch etwelche Jahr löblich dirigieret und mit unterschiedlichen bei der gelehrten Welt wohl und begierig aufgenommenen Berichten (vor allem über deutsche Sprache und Geschichte) ausgezieret hat."

Was Hieber über „Universalhistorie" (IV, 6 ff.) schreibt, verrät Mangel an der nötigen Sachkenntnis für ein solch schwieriges Thema, ist ausserdem ganz von theologischen Konstruktionen und Vorurteilen beherrscht und nur insofern von Interesse als es uns beweist, wie wenig sich selbst ein Mann wie Hieber über den allgemeinen Tiefstand der Wissenschaften im damaligen Bayern zu erheben vermochte. Apollo beklagt die Verachtung „dieser so herzlich- Lustreizend und vorträglichen Wissenschaft, ohne welche alles blind oder wenigist einauget sei" (IV, 5). Für die Erhaltung der Historie hat die göttliche Vorsichtigkeit gesorgt, denn aus keiner andern Ursache hat er den alten Patriarchen das Leben so viel hundert Jahr gefristet, „als weil sie die lebendige und zugleich aller aufrichtigiste Jahr- und Zeit-Bücher damaliger Welt gewesen" (IV, 7). Es ist unstreitig, „dass Adam, Mathusalem, Sem, Isaac, Levi, Amram und Moyses je einander gesehen und die untrügliche Wahrheit der verlittenen Zeiten einander übergeben haben. Aus dieser Ursach muss auch der Grund der alten Histori nirgend anderstwo gesuchet werden als in heiliger Schrift, und dies umb so viel mehr, weil die Archiven der alten Königreichen zu Grund gegangen und die reiche Bibliothek Ptolemäi Philadelphi verbrennet worden" (IV 8). Laufet auch seit dem Anfang der Olympischen Schauspiele die weltliche Historie was richtiger fort, „so ist doch unter damahligen griechischen Historicis oder Geschicht-Schreibern selbsten eine solche Contradiction und Widersprechung, dass auch ein aufmerksamer Leser kaum wissen wird, wo ihm der Kopf stehet." Die Römische-Geschichtschreiber seind zwar etwas leidentlicher, doch auch nit ohne Haubt-Fähler. Valerius Maximus ist Schmeichler, Livius allzu aberglaubisch, Paterculus, Justinus, Capitolinus ohne Ordnung, Tacitus schreibt mehr nach seiner

affektierten und eingebildeten Gravität als der wahren Sachen Beschaffenheit, Florus ist nur ein Deklamator, Appianus beisset den Faden zu kurz ab, und Curtius schreibt mehr eine Romanzen anstatt der Histori, dass also, wer eine wahrhafte Histori der 4000 Jahren, welche von Urbeginn der Welt an bis zu Christum verstrichen, will haben, die heilige Schrift zum Grund muss setzen, als welche auch, wie vernommen, der einzige Pharus oder Leicht-Thurm ist in dasig-verworrenen Zeiten" (IV, 9).

Sehr abfällig spricht sich Hieber zum Schluss seiner Abhandlung über die griechischen Götter aus (IV, 416 ff.). Unter ihren ersten Königen haben die Griechen die Welt mit tausend Ublen zu erfüllen angefangen. Während die Abgötterei bisher nur in Verehrung der herrlichen Creaturen bestanden, haben sie „nunmehr nit nur auf ihre berühmt- sondern auch allerlasterhafteste Leut übersetzet und selbe vor Götter aus- und vorgeben, den Weihrauch angezündet und mithin ihr Erz-Laster mit einer göttlichen Cron verehret zu allgemeinen Fall und Argernuss des ganzen Griechenlandes". Der versoffene Weinschlauch Dionysius wurde unter dem Namen des Abgotts Bachi angebettelt, der ehebrecherische Jupiter als der höchste Gott verehret und dem kindermörderischen Saturno zündeten sie den Weihrauch an (IV, 417). Ausserdem wird den leichtfertigen Griechen die Erdichtung der grössten Weltlügen und deren Ausbreitung in die benachbarten Länder vorgeworfen. Sie erfüllten damit auch ihre Schriften und streueten selbe in alle Welt aus. Ist es nicht „eine unsinnige Arbeit", ruft Hieber schliesslich aus, „solcherlei thorrechte Gottlosigkeit und gottlose Thorheit bei gegenwärtigem Glauben des hl. Evangelii auf alle Weiss wiederumb suchen aufzewärmen, sein Leben mit derlei Eitelkeiten, wie vil Gelehrte pflegen, zu verschleissen! In den Palästen und Lusthäusern in Gemälden vorzustellen, die Jugend darmit zu fretten" (IV, 418).

Es ist die weltflüchtige Lebensanschauung Augustins, die hier aus H. spricht, dessen Stadt Gottes er neben Eusebius und dem Chronographen Panion er ausdrücklich als Quelle angibt (IV, 418).

Wir sind hier ausführlicher geworden, als es die Hieberschen Ausführungen an und für sich verdienen. Allein sie sind andererseits charakteristisch als Niederschlag der humanistischen Bildung, der Auffassung von der Antike, welche das Jesuiten-

gymnasium um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert bei einem Schüler erzielte, der sicher zu den strebsamsten und begabtesten seiner Klasse gezählt hatte. Hätte ein Mann wie Hieber je so verständnislos absprechend über griechische und römische Geschichtsschreibung urteilen können, wenn er als Gymnasiast auch nur einige Kapitel in Herodot oder Tacitus unter entsprechender Anleitung gelesen hätte?

Anders steht es mit Hiebers Leistungen auf dem Gebiet der deutschen Sprache. Sind auch sie nicht frei von überraschenden Beispielen eines höchst mangelhaften Standes der Wissenschaft im allgemeinen, so bekunden sie doch im grossen und ganzen eine für jene Zeit anerkennenswerte Sachkenntnis und nehmen wegen ihrer Originalität sowie vor allem wegen ihrer Stellung innerhalb der Gesamtentwicklung der deutschen Sprache in damaliger Zeit allgemeines Interesse in Anspruch.

Orientieren wir uns zunächst zum Verständnis der Bemühungen Hiebers kurz über Charakter und Ursprung der Fragen, um die es sich eben damals hinsichtlich der deutschen Sprache handelte.

In der Blütezeit der mittelalterlichen Litteratur hatte Süddeutschland entsprechend dem Ueberwiegen an oberdeutschen Litteratur-Schöpfungen eine gewisse Führerrolle in der deutschen Sprachentwickelung eingenommen, ohne dass jedoch eine Einigung in der Schriftsprache innerhalb der einzelnen deutschen Provinzen erzielt worden wäre. Als man seit dem 14. Jahrhundert anfing, das Deutsche auch als Urkundensprache zu benützen, und als andererseits die Buchdruckerkunst erfunden worden war, begannen allmählich sowohl von seiten der fürstlichen Kanzleien wie der Städte, wo die meisten Druckereien sich befanden, gewisse Bestrebungen sich geltend zu machen, die provinziellen Unterschiede in der Schriftsprache auszugleichen, indem man sich dabei vor allem an die Sprache der kaiserlichen Kanzlei anlehnte. Im Anfang des 16. Jahrhunderts war dies zwischen Ober- und Mitteldeutschland sowohl auf dem Gebiet der Lautgesetze wie des Wortschatzes bis zu einem gewissen Grade erreicht, wenn auch noch immer grosse Verschiedenheiten vorhanden waren. Durch die Reformation kam ein Riss in die Entwicklung: sie wurde durch dieselbe einerseits mächtig gefördert, andererseits aber auch in hohem Masse gehemmt. Die von Luther in seinen Schriften und vor allem

in seiner Bibelübersetzung geschaffene Sprache, im allgemeinen den Bestand der bis dahin erreichten Ausgleichsentwicklung aufnehmend, dabei aber besonders im Wortschatz doch mehr oder weniger mitteldeutsch speciell sächsisch gefärbt, wurde bald Gemeinsprache fast aller Anhänger und Freunde seiner Lehre. So wurde die aus der Sprache Luthers sich weiter bildende deutsche Sprache die Schriftsprache, das „Hochdeutsche", der Mehrheit des deutschen Volkes. Allein während auf diese Weise Niederdeutschland in weit höherem Masse in die Ausgleichungsbewegung hineinbezogen wurde, als dies vor der Zeit der Reformation der Fall gewesen war, entfernte sich das überwiegend katholisch gebliebene Oberdeutschland aus konfessionellem Gegensatz um so mehr von jenem „Hochdeutsch", je mehr und je länger sich dasselbe aus der Sprache Luthers weiter entwickelte.[1]) Selbst die protestantische aber in oberdeutschem Sprachgebiet gelegene Schweiz schloss sich nur sehr allmählich und widerstrebend der Sprache Luthers an. Um so weniger war dies natürlich in den katholisch gebliebenen oberdeutschen Territorien der Fall. Der Bibelübersetzung Luthers stellte der Ingolstadter Professor Dr. Eck alsbald eine oberdeutsche Uebersetzung gegenüber und auch sonst griff man das „Meissner Deutsch", wie man das von Luther angestrebte Gemeindeutsch in wenig zutreffender Weise nannte, in scharfen Worten an und warnte „vor den glatten Honigworten jener guldnen Zunge."[2])

Das Uebergewicht Frankreichs im 16. und 17. Jahrhundert und der 30jährige Krieg brachten dann jene oft gerügte Verunstaltung und Vernachlässigung der deutschen Sprache, indem man einerseits eine Masse unnötiger Fremdwörter aus den verschiedensten Sprachen in die Muttersprache aufnahm, andererseits als Schriftsprache neben dem Lateinischen das Französische wählte und als Umgangssprache für feinere Kreise allein das letztere als würdig befand. Zu dieser Ausländerei gesellte sich

---

[1]) Vgl. O. Brenner, Mundarten und Schriftsprachen in Bayern, 18. Bd. der bayerischen Bibliothek, Bamberg 1890, S. 62 f. und 66 ff. — ferner H. Paul, Grundriss der germanischen Philologie, Strassburg 1891, Bd. I, S. 540 ff., O. Weise, unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, Leipzig 1895, S. 19 ff. und P. Pietsch, Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache, Breslau 1883, S. 5 ff. und S. 94 ff.

[2]) Vgl. Weise a. a. O. S. 26 f.

der Schwulst der zweiten schlesischen Dichterschule. Während in Mittel- und Norddeutschland bereits Opitz und die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts gegen diese Verirrungen ankämpfen, steht in Bayern diese Ausländerei, wie wir an dem Beispiel der Isarfreunde gesehen haben, um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert noch in schlimmster Blüte.

Gegen diese Verunstaltung der Muttersprache sowie gegen ihre Verachtung als Litteratur- und Umgangssprache setzen Hiebers Bemühungen ein. Der P. B. selbst soll den Beweis liefern, dass die deutsche Sprache auch zur Behandlung gelehrter Materien geeignet ist, und durch die eignen Abhandlungen will Hieber den Leser mit Geschichte, Wesen und Gebrauch seiner Muttersprache bekannt und vertraut machen, die charakterlose Ausländerei aber aus derselben verbannen. Da fragte es sich nun aber für H. — wie für jeden, der damals Mass- und Richtung gebend auf die bayrische Schriftsprache hätte einwirken wollen — sollte er sich der Sprache des protestantischen Deutschlands anschliessen oder eine Reinigung und Fortbildung der oberdeutschen Schriftsprache anstreben. Es unterliegt nach dem Urteil Brenners keinem Zweifel, dass die damalige oberdeutsche Gemeinsprache, wurde sie mit Lust und Liebe fortgebildet, recht wohl allen Bedürfnissen einer Litteratursprache hätte genügen können.[1]) Allein das Meissner-Deutsch hatte damals vor dem Oberdeutschen bereits einen gewaltigen Vorsprung an Fortbildung wie Ausbreitung erreicht. Einerseits hatten sich in Mittel- und Norddeutschland seit einem Jahrhundert ganze Sprachgesellschaften wie einzelne Grammatiker mit der Erforschung und Förderung ihrer Muttersprache beschäftigt, andererseits hatte sich dort bereits eine stattliche poetische wie prosaische Litteratur in deutscher Sprache entwickelt. Den Werken der deutschen Grammatiker und Germanisten Schottelius, Morhoff und Bödiker, Junius und Eckhart, den Dichtungen eines Opitz, Ch. Weise, Brockes und Günther, den reichen Anregungen, welche die deutsche Litteratur durch Männer wie Comenius, Ratichius und Leibniz empfangen hatte, konnte Oberdeutschland vor allem Bayern und Oesterreich damals nichts Entsprechendes gegenüberstellen, war es doch überhaupt nur ein verschwindend kleiner Teil der damaligen deutschen

[1]) Vgl. O. Brenner a. a. O. S. 70.

Litteratur, der seiner Sprache nach der bayerisch-österreichischen Gemeinsprache angehörte. Unter diesen Umständen konnte sich die Frage, ob das sächsische Deutsch oder das Oberdeutsche die allgemeine Litteratursprache werden sollte, nicht mehr darnach entscheiden, welche von beiden für diese Würde mehr geeignet und befähigt gewesen wäre; das war eine Machtfrage geworden, die im Jahre 1723 bereits zu Ungunsten Oberdeutschlands entschieden war. Darüber sind wir Nachgeborenen uns klar: der im Gegensatz der Zeiten, im Widerstreit der konfessionellen und provinziellen Gegensätze stehende, der mit der protestantischen Litteratur nur wenig vertraute oberdeutsche Katholik konnte damals noch anders denken — Hieber und Kandler entschieden sich zunächst für das Oberdeutsche: sollte das kraftvolle Bayerndeutsch, welches in den Tagen der Reformation der bayerische Geschichtsschreiber Aventin und der Chiemseer Bischof Berthold, der Verfasser der „Tewtsche(n) Theologey" (1528), geschrieben hatten, nicht ebensoviel Anspruch auf Erhaltung und Fortbildungsfähigkeit besitzen als das Meissner Deutsch, als die Sprache des grossen Ketzers?[1])

Hieber beginnt seine Ausführungen über die deutsche Sprache im Jahre 1723 mit einer Abhandlung über Wesen und Ursprung der Sprachen überhaupt und einer Geschichte der deutschen Sprache im besonderen (II, 6 ff.). An benutzten Quellen weist er sehr häufig auf ältere, vor allem antike Autoren hin, während er die einschlägige neuere Litteratur mit keinem Worte erwähnt. Sicher hat er diese nicht beherrscht; dagegen spricht schon eine Reihe von Behauptungen, von denen wir annehmen müssen, dass H. sie nicht aufgestellt haben würde, wenn er mit dieser Litteratur wirklich vertraut gewesen wäre. Andererseits aber zeigen doch nicht wenige einzelne Stellen und Gedankengänge, dass ihm die neuere Litteratur, besonders Opitz und Moscherosch, wohl auch Harsdörfer, Schottelius und Bödiker nicht ganz unbekannt geblieben sind.[2]) Sie zu erwähnen, verbot ihm offenbar sein konfessioneller und partikularistischer Standpunkt. Hieber wie Kandler gingen in dieser

[1]) Vgl. O. Weise a. a. O. S. 27 und O. Brenner a. a. O. S. 68.

[2]) Ob Hieber mit fraglicher Litteratur vielleicht auch durch die Lektüre wissenschaftlicher Zeitschriften bekannt wurde, vermag der Verfasser, fern von einer grösseren Bibliothek, nicht zu untersuchen. H. hat sowohl die lateinischen wie die deutschen Acta Eruditorum gekannt.

spröden Zurückhaltung gegenüber der protestantischen Litteratur, wie wir sehen werden, soweit, dass sie Citate aus norddeutschen Autoren stets in ihr Bayerndeutsch umgossen und Hieber poetischen Stoff, den er protestantischen Dichtern entlehnte, völlig umdichtete. Peinlich hat er sich an seine Quellen nirgends gehalten; er wahrt sich überall sein eigenes Urteil. So tragen die Ausführungen Hiebers durchaus den Stempel der Originalität an sich; wir werden, je selbständiger die Arbeit ist, um so dankbarer Richtiges zu würdigen, um so nachsichtiger Irrtümer zu beurteilen wissen.

Nach der Ansicht Hiebers gibt es keine natürliche Sprache, so dem Menschen von Natur angeboren wäre (II, 7). Wenn dies der Fall wäre, müssten die Sprachen in aller Welt uniform sein. Auch hat sich gezeigt, dass unmündige Kinder, welche von Stummen oder in Wäldern abgesondert von aller menschlichen Gemeinschaft auferzogen wurden, niemalen ein artikuliertes oder deutliches Wort vernehmen liessen[1]) (8). So ist die Sprache vielmehr „eine von Gott dem Menschen verliehene Gnad, mitgeteilet in Ansehung des Commercii oder Gemeinschaft, so er forderist mit seinem Nebenmenschen und wohl auch mit Gott und seinen h. Engeln sollte und wurde pflegen müssen“ (7). Diese von Gott geschenkte Sprache bildet die Ursprache des ganzen Menschengeschlechts; sie allein ist nicht in die allgemeine Sprachverwirrung hineinbezogen worden, wie sie beim Turmbau zu Babel erfolgte: „entweders weil selbe in dem göttlichen Vorhaben des Thurn Babels nicht eingeflochten oder, weil Gott dieselbe aus purem Ansehen und Respekt seines aus diesem Geschlecht dermal einstens herstammenden Sohns privilegierte“[2]). Durch diese Verwirrung entstanden zunächst 70 Sprachen und aus diesen wieder durch Heirat, Gewerbschaft, Durchzüge oder Niederlassung ohnzählbar andere (9). Von allen diesen in der Urzeit entstandenen Sprachen hat sich mit Aus-

[1]) Wie dies der ägyptische König Psammetich, der grosse Mogol Melabdin Echebakh und die polnische Königin Matia da Gonzaga gethan haben, „um solche natürliche Sprach zu erfahren“ (II, 8).

[2]) „gleich uns solches die h. h. Väter lehren, benanntlichen der heil. Augustin, Origines, Hieronymus, Tostatus, Cajetanus, Oleaster, Genebrardus, Abulensis etc. (II, 9). An sonstigen Schriftstellern citiert H. des öfteren Aristoteles, Horatius, Cicero, Ausonius, Trithenius, Eginard, Scaliger, Cluverio, Spangenberg.

nahme des Hebräischen, wie es die Bibel bietet, keine in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten (2 ff.). Auch von der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache gilt dies (14 ff.). Hinsichtlich unserer Muttersprache nimmt man (Schottelius ?) [1]) an, dass unser nordischer Weltstrich nach der allgemeinen Völkerzerstreuung bei dem Turmbau zu Babel von den Nachkommen des von Japhet abstammenden Ascenez besiedelt wurde. Demgemäss soll das Fürstentum Anhalt, das alte Ascanierland, der erste Hauptsitz dieses unseres deutschen Stammvaters Ascenez sein[2]). Die Sprache, welche derselbe von Babel mit hierher brachte, hat sich vor allen andern Haupt- und Muttersprachen am längsten, — bis zu den Zeiten Cäsars und Ariovists — in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten.[3])

Nach dieser Einleitung gibt Hieber einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Sprache (17 ff.), der im grossen und ganzen als zutreffend bezeichnet werden kann. Während des 500jährigen Zusammenlebens mit den Römern (in den deutschen Grenzländern) hat sich in unsere Muttersprache zwar manches lateinische oder Provinzialwort eingeschlichen, im allgemeinen aber hat sie selbst in dieser

---

[1]) Schon bei Schottelius finden wir diese Erklärung in seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache", Braunschweig 1663, S. 35.

[2]) Nach A. Thomas, ethymologisches Wörterbuch geographischer Namen, Breslau 1886, aus der ahd. Präp. ana = an und dem ahd. haltan = halten gebildet, bedeutet es soviel als praesidium oder subsidium (Stützpunkt).

[3]) Wir sehen an unwissenschaftlichen Ethymologien und Combinationen berührt sich Hieber mit den eben erwähnten deutschen Sprachgesellschaften und einzelnen Germanisten des 17. Jahrhunderts, die wie Hieber oft zu den wunderlichsten Ergebnissen gelangt sind. So geht Hieber mit seiner obigen Behauptung zum mindesten nicht mehr in die Irre als Philipp von Zesen, der in der deutschen Sprache die Ursprache erblickte, die der Sprache des Paradieses am meisten ähnlich geblieben sei, während er alle anderen Sprachen als Entartungen derselben betrachtete (vgl. Werner Hahn, Geschichte der poetischen Litteratur der Deutschen [11], Berlin 1888, S. 113). Etwas näher als mit Zesen berührt sich Hieber mit Harsdörfer, der ebenfalls die Germanen als Nachkommen des Askenas betrachtend von ihrer Sprache behauptet, dass sie „die alte hebräische sei, rein oder vermischt". Das Deutsche dürfe demgemäss nicht als ein Gemisch aus Griechisch und Latein betrachtet werden, vielmehr werden diese Sprachen von deutschen Bestandteilen durchsetzt. (vgl. Th. Bischoff, Georg Philipp Harsdörfer, ein Zeitbild aus dem 17. Jahrhundert, S. 69.)

schwierigen Zeit ihre ursprüngliche Reinheit behauptet (19). Des weiteren wird von Hieber die Bedeutung der Strassburger Eide, die in beiden Sprachen mitgeteilt werden, für den Scheidungsprozess der französischen von der deutschen Sprache entsprechend gewürdigt (20 f.); ebenso die fürsorgliche Pflege, welche sich die deutsche Sprache durch Karl d. Gr. zu erfreuen hatte; ferner die Förderung der allgemeinen Anwendung, welche die deutsche Sprache erfahren hat durch den Uebergang von der lateinischen zur deutschen Kanzleisprache seit den Zeiten des Kaisers Rudolf I., dessen Beispiel bald alle übrigen Kanzleien folgten;[1]) des weiteren die von hier ausgegangenen Bestrebungen, „eine genaue und bindliche (die provinziellen Unterschiede zurückdrängende) Red und Schreibart" zu erzielen, wobei „die Reglen und Grundsätze" derselben „auf richtig- und festen Fuss gesetzet worden", so dass man in der Folgezeit „das beste und schönste Teutsche jederzeit in denen vornehmen Canzleien der Fürsten und Potentaten zu suchen pflegte" (26). Auch die Verdienste, welche sich einzelne Gesellschaften des 17. Jahrhunderts wie der „Palmen-Orden" und die sogenannte „fruchtbringende Gesellschaft" um die Vervollkommnung der deutschen Sprache erworben haben, vergisst Hieber nicht gebührend hervorzuheben. Haben sie auch „„ihre Wort und Red-Arten allzusehr aussgekünstlet und bezwungen so kan man doch nit laugnen dass sie nit eine vngemeine Mänge der allerzierlichsten teutschen Schriften heraussgegeben"" (27). Diese Vereine führen Hieber auf das letzte Moment, in dem er mit Opitz eine kräftige Förderung seiner Muttersprache erblickt, auf die „wieder in die Höhe gehebte teutsche Poesie", die jedoch — wie er in anderem Zusammenhang darlegt — seit den Zeiten der Reformation nur in den protestantischen Gebieten gepflegt worden sei.

---

[1]) Kaiser Rudolf hat „gleich anfangs seiner Regierung an. 1273 um Excolirung der teutschen Sprach einen eignen Reichs-Tag nach Nürnberg verschreiben lassen, allwo von Reichs-wegen beschlossen worden, dass fürdershin alle Gesätze, Verordnungen, Privilegia, Diplomata, Uebergebungen, Schankungen, Bedingnussen, Quittungen, ja wasserlei Contracten und Briefschaften nur allein in teutscher Sprach sollten verfasset werden." Kaiser Maximilian I. hat diesen Beschluss auf dem Reichstag zu Köln 1512 bestätigt (II, 25 f.).

Den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit, Zierde, Mannhaftigkeit und Reinigkeit hat die deutsche Sprache nach der Ansicht Hiebers um die Mitte des 17. Jahrhunderts erreicht (II, 193 ff.), wie denn „nichts schöners in teutscher Sprach wird zu finden sein, als was unter der glorwürdigen Regierung Maximilians I. in dero Canzleien verfasset worden". In jetzt laufendem 18. Säculo aber „„begunnet dise vnsre Teutsche Helden-Sprach mehr ab- als aufzunehmen | wie denn deren die eine rechtschaffne körnige | mannhafte | zierlich- vnd zugleich reine | Teutsche Schrift zu verfassen wissen | der Zeit gewisslich bald gezählet seyn"" (194).

Die „„Unformben"", welche sich einschleichen wollen, erblickt Hieber zum ersten in den „eingeschaltenen ausländischen Flick-Wörtern", durch welche die Sprache „gleich einem alten Bettler-Mantel wird zusammengestucket"[1]). Wohl trägt die deutsche Sprache „verschiedene hebräische, griechisch- und lateinische Wörter in ihrem Busen."[2]) Allein diese haben durch ihr Altertum und durch allgemeinen Gebrauch sich naturalisiert und Bürgerrecht erlangt, so dass „selbe wohl unter dem erträglichen Teutschen gelitten werden" dürfen (198).

---

[1]) Hieber karikiert diese Unsitte durch Proben solcher „allamodisch gestellten Sendbriefe", so zu B. „„Monsieur mon tres honore frere,

Hochgeehrter Patron!

Seine hohe Meriten | dardurch er mich à l'extreme ihm verobligieret | causieren mich | demselben mit diesen Zeilen zu servieren. Meine Devoir hätte schon längstens mir Addresse gegeben solches zu effectuieren aber auss Manguement einiger Occasion habe ich biss dato mein Officium, re ipsa nit praestieren können | lebe gleichwohl der Hoffnung seine hoch aestimierte Humanitet werde diese meine commitierte Faute zu perdonnieren wissen. Die weitlautende Messagiers fallieren zuweilen; ein renomierter Cavalier aber muss seine Promesses realisieren. Meinen jetzigen Estat concernirende, so ist derselbe rebus sic stantibus, entre deux, muss derohalben der Balance dess verkehrenden Glücks mich submittieren; mit zweifflende L'Esperance werde mir unterdessen auch favorisieren vnd zu rechter Zeit secundieren. Jetzige Novellen concernierend, so passieret nichts weiters Memorables, als dass sich immerhin verificieren das alte Sprüchwort: Altri tiempi, altre cure, wie auch jenes: Molto di rumore und poco di lana. Del Resto bitte mich in derselben guten Souvenance vnd grace favorabiliter zu conservieren; auch sich in Particularien zu assecurieren | dass ich ersterbe Sein Monsieur, Fidel Diener Serviteur, Knecht Valet vnd Sclave à jamais."" (II, 196 f.)

[2]) Apollo hat deren 2170 aus der hebräischen Sprache, 265 aus der griechischen und 163 aus der lateinischen aufgezeichnet.

Als zweite Unform wird „„die gezwungen Red- oder Schreib Art““ behandelt (II, 199 ff.), wie dies vielfach geschieht, indem man Vocale verstümmelt, „die der Sprach eine Leicht- und Lieblichkeit geben“. So schreibt man „di, si“ statt „die, sie“ oder „wügen, flügen“ statt „wiegen, fliegen“, oder man verändert willkürlich Consonanten, so „wann unsre lüsterne Neulinge setzen „Smerz, lachchen, Maght, setsen“ statt „Schmerz, lachen, Magd, setzen.“ — Ferner wird die Ableitung aktiver Zeitwörter von Substantiven getadelt wie klüglen von Klugheit, äuglen von Aug, oder bandlen von Band, „welches eben herauskommet, als wann man aus der Schuhe-Schnallen eine Hutschnur wollte herauswinden“ (201). Unter diese Gruppe von Unformen wird auch die Verdeutschung schon völlig eingebürgerter Fremdwörter gerechnet wie „Arznei-Koch“ für Apotheker oder „Tag-Latern“ für Fenster (202 f).[1])

Als dritte Unform erklärt Hieber das Bestreben „„Seine Land-läuffige Mutter-Sprach in das Hochteutsche eintringen““ zu wollen (II, 203 ff). In Deutschland finden wir in „Accent und Aussprechung einerlei Wortes“ merkliche Verschiedenheiten unter den einzelnen Provinzen. „Die Herren Schwaben tragen sonders Behagen an dem A; die Ober- und Nieder-Mayn- und Rhein-Strömer an dem Y und J; die Herren Bayrn und Tyroler an dem O; die Herren Schweizer an dem V (204) und die Harz- und Schwarzwälder an dem U (387). Neben dieser Bevorzugung einzelner Laute hat jeder Stamm noch eine Reihe von lediglich bei ihm „landläufigen Worten“ (204). Wollte nun jeder „sein Dialektum oder landliche (sic) Red-Art in das Hochteutsche eindrängen, welch eine Babylonische Verwirrung wurde (sic) in unser Teutscher Mutter-Zungen entstehen!“

An dieser Unform hat „„es dem Luthero | dem Lehr- und Sprach-Meister der Protestanten niemand bevor gethan als welcher in seiner Teutschen Affter-Bibl wie leichtlich abzumercken keine andere Absicht gehabt als seiner Obersächsischen Teutschen Sprach die universal Monarchi in dem Hoch-Teutschen einzuraumen wie dann ihme seine Lands-Leut in

[1]) Uebertriebene Reinigungsversuche, wie sie manche Mitglieder der deutschen Sprachgesellschaften angestrebt hatten, so Philipp von Zesen, der „Liebinne“ für Venus, „Bluminne“ für Flora, „Tagleuchter“ für Fenster vorgeschlagen hatte, werden von Hieber glücklich vermieden. (vgl. Werner Hahn a. a. O. S. 115 f.)

solcher Meynung noch heut zu Tag nachahmen ja was unverträglich wohl gar auch ein vnd andere auss vns Catholischen wann sie ein dergleichen Protestantisches Lufft-Wort erschnappen sich weiss nit wie breit zu machen suchen“ (205).

Worin besteht nun aber die von Hieber so oft erwähnte „hochteutsche Sprach“, deren Notwendigkeit als eine allen Deutschen gemeinsame Schriftsprache auch er anerkennt und nachdrücklich betont. Was teilweise bereits Luther hervorgehoben und Bödiker zuerst mit wissenschaftlicher Klarheit ausgesprochen (1690) hat[1]), das fordert auch Hieber klar und bestimmt. Nicht die Sprache eines einzelnen deutschen Stammes darf auf Kosten der übrigen die Grundlage einer solchen bilden. Wie es einst in Griechenland mehrfache Dialekte gab, die Gelehrten aber sich keines derselben sondern eines gewissen „Dialectus communis oder allgemeinen Red-Art bedienten“, „so zwar in keinem Ort in ganz Griechenland geredet, doch aber von denen Gelehrten durchaus beliebet worden“ (207), so ist auch unsere hochteutsche Sprach „an keinem Ort in ganz Teutschland, wohl aber bei denen Gelehrten und ihrer Sprach Geflissenen allein zesuchen (sic) und zufinden“ (208); nicht aus der „Mund-Art eines einigen Volkes oder Nation der Teutschen sondern aus allen durch Fleiss der Gelehrten ist sie erwachsen und in ganz Teutschland in Schreiben der Gelehrten, wie auch im Reden vornehmer Leute üblich“ (II, 297).

Fragen wir uns aber, welcher der vorhandenen Dialekte dieser hochdeutschen Sprache am nächsten komme und so am leichtesten die Grundlage für eine solche abgeben könnte, so sehen wir zwar, dass bei der analogen Entwickelung in Spanien diese Grundlage die Sprache um und in Madrid gebildet hat, in Frankreich „die Parisische“, in Italien „die Römische“, in England „die Londische“, in Polen „die Crakauische“ und in Schweden „die Stockholmische“. „Was aber vor eine Völkerschaft in unsrem Teutschland dem wahren Hochteutschen am nächsten komme, welche aus unseren verschiednen Teutschen-Red-Arten die beste seie“, darüber hat Apollo eine bestimmte Erklärung abzugeben[2]) Bedenken getragen.

[1]) Vgl. H. Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, 2. Bd., Leipzig 1875, S. 38 ff. und S. 349 ff. sowie Pietsch a. a. O. S. 96.

[2]) Apollo sprach hier: „Grammatici certant et adhuc sub iudice lis est.“ (208.)

Zwölf Jahre später ergriff der Biograph Hiebers, sein Vereinsgenosse Kandler, nochmals das Wort zu dieser Frage (V, 30, S. 67 ff). Er sah sich dazu veranlasst durch die abfällige Kritik, welche ein Lüneburger Conrektor in Gottscheds „„Beyträgen zur Critischen Historie““ über die Auffassung Hiebers von einem nachteiligen Einfluss Luthers auf die deutsche Sprache gefällt hatte.[1]) Zur Entgegnung mochte sich Kandler um so mehr gezwungen fühlen, als die Herausgeber der Beiträge (Gottsched) noch die beleidigende Bemerkung hinzugefügt hatten, „„dass wo irgend einer diese Sache zu untersuchen unfähig ist, gewiss ein Mönch, und am allerwenigsten ein bayerischer Mönch wegen der schlechten Mundart, das wenigste Geschick dazu besitze““.

Den Bemühungen der Protestanten um die deutsche Sprache zollt Kandler rühmende Anerkennung, insbesondere den deutschen Sprachgesellschaften, deren er elf aufzählt (70); glaubt aber, dass es auch ihnen nicht gelingen werde, eine einheitliche Sprache zu schaffen. Einmal seien in diesen Gesellschaften

[1]) Vgl. Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache etc., 4. Bd., 13. Stück, S. 79 ff. und Anmerkung S. 75 f., Leipzig 1735. — Der Artikelschreiber führt aus: man könne sich nicht genug wundern „„über den frechen Unverstand eines blindeifernden Mönches im Bayrischen““, der sich im Parnasso Boico nicht entblödet zu behaupten, „„dass niemals ein ärgerer Sprach-Verderber in Deutschland aufgestanden sey, als eben D. Luther.““ Da sich dieser Satz, wie wir wissen, dem Wortlaut nach bei Hieber nicht findet, ausserdem die Herausgeber der Beiträge in der Anmerkung S. 75 mitteilen, dass sie fragliche Ausführungen Hiebers nicht aus dem Original kennen, „weil dasselbe in unseren Gegenden noch nicht zu bekommen ist“, sondern aus Schellhorns „Beiträgen“ Th. VII, p. 445 entliehen haben, fordert Kandler „„die Herren Verfasser der Beyträge zur Critischen Historie der teutschen Sprach““ auf, genau anzugeben, wo im P. B. jenes Wort zu finden sei, das sie „so hoch empfinden und ausführlich zu widerlegen vermeinen“. Sei ihnen dies aber nicht möglich, so „„möge sie selbst erachten, ob ihnen nicht mit besserem Fueg (sic) der freche Unverstand eines blind-eyfrenden Menschen könne beygelegt werden: Wie auch | ob es nicht eben ein so grosser Unverstand als Unbesonnenheit seye wider etwas schreiben , so man noch nicht gesehen, minder gelesen hat, etc.““ (V, 30, S. 76).

Uebrigens erfahren die Abhandlungen H'. über die deutsche Sprache bereits im folgenden Stück der Beiträge eine billigere Beurteilung, nachdem den Herausgebern sich Gelegenheit geboten hat, das Werk, das „„sogar in den Gegenden, wo es an das Licht getreten, sehr unbekannt und schwer aufzutreiben ist““ (?) selbst einzusehen. Der Recensent gibt im 4. Bd., 14. Stck., S. 265—292 einen ausführlichen Auszug.

die einzelnen Stämme zu einseitig vertreten, so dass, wie in der so vielfach als Muster angenommenen Sprache Luthers, zu viel Provinzielles aus einem Stamme aufgenommen werde, andererseits fehle diesen Vereinen das Gewicht der staatlichen Autorität, um eine allgemein giltige hochdeutsche Sprache zu schaffen. Mehr Aussicht auf Erfolg biete eine allgemeine unter den Auspicien des Reichsoberhauptes geschaffene Gesellschaft. Wie die französische Sprache durch die auf Königliches Geheiss eingesetzte Akademie glücklich verbessert wurde, so würden auch in Deutschland „die gründlich ausgesonnene Sätz und Entschliessungen“ einer solchen allgemeinen durch Kaiserliche Autorität errichteten Gesellschaft Gehör finden.

Wohl findet man in der „„Ober-Sächsischen-Provinzialzung eine sonderbare Lieblich- und Zärtlichkeit | wesswegen sie zu allerhand artigen Stucken | als Gedicht | Roman, Scherz-Schrifften, etc. sonders bequem ist; gleichwie aber der süsseste Wein nicht darum der beste und vortrefflichste, also ist auch die Lieblichkeit eben kein eignes Merckmahl und Kennzeichen der wahren teutschen Sprach | als welche jederzeit für eine Helden-Sprach für eine ernsthaffte Sprach vielmehr des donnernden Gottes gegen den Adam, als der schmeichlenden Schlangen gegen der Eva gehalten worden: dass solchem nach biss auf höhere Entscheidung ein Patriot von seiner angebohrnen Mund-Art nicht so leichtsinnig abweichen, und seine Zung und Feder ohne Noth in fremdes Geschirr zwingen solle““ (76).

Während Kandler die Konsequenzen seines Standpunktes folgerichtig ziehend klar und bestimmt dazu auffordert, bei der „angebornen Mundart“ zu verharren, klafft bei Hieber zwischen Theorie und Praxis ein offenkundiger sonderbarer Widerspruch. Unermüdlich einem Hochdeutschen das Wort redend, das sich an keine der bestehenden Mundarten einseitig anschliesst, schreibt er selbst ein unverfälschtes bayerisches Oberdeutsch. Sollte der Leser der deutschen Acta Eruditorum[1]) mit der deutschen Litteratur so wenig vertraut gewesen sein, dass er das Bayerndeutsch damaliger Zeit für den dialectus communis des gebildeten wissenschaftlichen Deutschlands hätte

[1]) Eine seit 1712 zu Leipzig erscheinende Zeitschrift, die „den gegenwärtigen Zustand der Litteratur in Europa“ behandelnd, nach dem Urteile Prutz' „eines der beliebtesten Journale unter den eigentlichen Gelehrten“ bildete. (Vgl. R. E. Prutz a. a. O. S. 351.)

halten können? gewiss nicht!, oder aber wollte Hieber den Streit über die beste deutsche Mundart stillschweigend aber zielbewusst zu gunsten Bayerns entscheiden, in dessen fürstlicher Kanzlei nach seiner Ansicht zur Zeit Maximilians I. das beste Deutsch aller Zeiten geschrieben worden ist? Es wäre ein Verfahren gewesen, das demjenigen entsprochen hätte, das zwei Jahrzehnte später (1748) Gottsched in seiner deutschen Sprachkunst einschlug indem er „„eine Sprachkunst"" als „„eine gegründete Anweisung"" erklärte, „„wie man die Sprache eines Volkes, nach der besten Mundart desselben, und nach der Einstimmung der besten Schriftsteller, richtig und zierlich, sowohl reden als schreiben solle""[1]), dabei aber die Sprache, die er selbst schrieb, die in Meissen, d. h. — wie H. Rückert sagt — in Leipzig oder vielmehr in der Residenz Gottscheds, im Breitkopfischen Hause, gesprochen wurde, diktatorisch für die beste Schriftsprache und die reinste Mundart erklärte[2]) — nur dass ein Gottsched, der in dem Geburtslande der neuhochdeutschen Schriftsprache lebte, auf den Schultern Luthers und Opitz' fusste, zu solchem Vorgehen immerhin mehr Recht hatte als ein bayerischer Mönch, der die Folgen hundertjähriger geistiger Stagnation nicht einfach aus der Geschichte seiner Heimatsprache wegwischen konnte.

Kehren wir zu Hiebers Bemühungen um Reinigung und Auszierung der Muttersprache zurück! Nachdem er nochmals nachdrücklich betont hat, dass dem Hochdeutschen weder die einzelnen Mundarten der Niederdeutschen noch die der Oberdeutschen entsprechen, deren er auf der einen Seite 17 auf der anderen 19 aufzählt[3]) (296), zeigt er, worin die „Zierlichkeit und Mannhaftigkeit" dieser hochdeutschen Sprache bestehe (297 ff.). Um die erstere zu erreichen, muss man sich vor allem „die eigentliche Bedeutung der Wörter" klar machen. Zu unserer freudigen Ueberraschung erblickt Hieber in dem „Büchlein (des Akatholiken Comenius) Orbis pictus, die gemahle (sic) Welt ge-

[1]) Vgl. Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasset von Johann Christoph Gottscheden, Leipzig 1748, S. 1.

[2]) Vgl. Rückert a. a. O. II, S. 376.

[3]) Die Einteilung des „witzigen Sciopius (Schoppe) in das „Meissische Rheinische, Schwäbische, Schweizerische, Sächsische und Bayrische" weist Hieber zurück.

nannt, „wo die Bedeutnussen aller Worten mit Bildlein vorgemahlen“ [1]), das beste Mittel, jenes Ziel zu erreichen. Des weiteren gehört zu einer zierlichen Sprache die „selectus verborum, die Auserlesenheit der Worten“. Es ist zierlicher zu sagen Gesippschaft als Bluts-Freundschaft, abschildern statt abzeichnen, abgünstig sein statt hassen, beipflichten statt Beifall geben etc. Doch gilt es hier Mass halten. Einen dritten Grundstein zur Zierlichkeit bildet die „„Copia Verborum, der Vorrat an eigenthumblich- vnd ausserlessnen Worten und Benennungen““ (300). Mit der Zierlichkeit muss die Mannhaftigkeit Hand in Hand gehen. Sie zeigt sich in dem vollen Klang der deutschen Sprache, in ihrer Eigenschaft, mit wenigen Worten viel zu besagen, zählt sie doch „2170 Wörter in ihrem Munde, die nur ein einzige Sylben haben“; sie zeigt sich ferner in einem einfachen, von ausgekünstelten Redewendungen nicht überladenen „verständlichen und wohl geschlossenen“, nicht heuschreckenartig hin- und herspringenden Vortrag sowie endlich in der Klarheit, Kürze und Bestimmtheit des Ausdruckes, der den Stempel der Wahrhaftigkeit an der Stirne trägt (302 ff.).

Sollte die in obigen Ausführungen den Lesern gebotene Anregung nicht bloss Anregung bleiben, sondern in Schule und Haus, in der Studierstube des Gelehrten und dem Bureau des Beamten Bethätigung erfahren — und darauf waren die Bemühungen Hiebers ausgesprochenermassen gerichtet — so musste er seine Leser auch mit Rechtschreibung und Grammatik vertraut machen und auch das Wesen der Poesie musste dargelegt werden, nachdem Hieber gerade in ihrer Pflege ein Hauptförderungsmittel der deutschen Sprache erblickte. Auch vor dieser Aufgabe schreckte er nicht zurück.

Für die Orthographie (II, 385 ff.) stellt Hieber mit dem römischen Sprachmeister Quintilian als obersten Grundsatz die Regel auf, dass jedes Wort so geschrieben werde, wie man es ausspricht; [2]) leider wird diese Forderung durch den Zusatz:

[1]) Wie zur Entschuldigung fährt H. fort: „wann solches nit mit lebendiger Stimm durch einen geschickten Lehr- oder Sprach-Meister ersetzt wird, dergleichen aber bei uns wenig werden zu finden sein.“ — Den Namen Comenius erwähnt Hieber nicht.

[2]) auf dialektische Verschiedenheiten darf natürlich auch hier keinerlei Rücksicht genommen werden; die Worte müssen vielmehr so geschrieben werden, wie sie von „denen Gelehrten und der Sprach-Verständigen mit Ablegung eines jeden Lands- und Mund-Arts ausgesprochen werden“ (387).

soweit die Gewohnheit nicht entgegensteht, wieder eingeschränkt und der Willkür aufs neue Thür und Thor geöffnet. Die Etymologie (390 ff.) oder „Erforschung der Stammwörter“ ist für die Erkenntnis der eigentlichen Bedeutung der Wörter sowie für die Rechtschreibung nötig, um so mehr als unsere deutsche Sprache an Stammwörtern die allerreichste ist.[1]) Die eigentliche Grammatik[2]) handelt vom Geschlecht-Wort, Nennwort, persönlichen Vor-Wort, Zeit-Wort, Participium „oder Nenn- und Zeit-Wort“, dem Vorsetzungs-Wörtl (Präposition), Beiwort (Adverb), Schalt-Wörtl (Interjektion) und den Knüpf-Wörtlen (Conjunktionen), ferner von der Ableitung und Zusammenfügung der Wörter sowie von der „kunstmässigen Zusammensetzung einer Rede“, der Syntax.

Die grammatikalischen Ausführungen sind kurz gefasst. Sie bilden mehr eine allgemeine Charakterisierung des angeschlagenen Themas unter vergleichender Bezugnahme auf das Lateinische, gelegentlich auch auf das Hebräische und Französische als ins einzelne gehende Regeln. Vollständigkeit der letzteren ist in keiner Weise angestrebt. An Paradigmen bietet nur das Geschlechts- und Nennwort je drei Beispiele; eben sowenig wird eine Klassificierung der Nenn- und Zeitwörter nach ihrer verschiedenen Deklination und Conjugation versucht. Hieber will keine vollständige Grammatik sondern nur den Entwurf „zu einer solchen bieten“, im übrigen aber den Leser „auf eine ordentliche Grammatik verweisen“ (401), macht aber bezeichnender Weise diesem eine solche nicht namhaft. Aus der Feder eines katholischen Autors gab es damals kein entsprechendes Werk und unter den protestantischen Grammatikern war niemand, der seinen Standpunkt vertreten hätte — selbst wenn Hieber sich dazu hätte entschliessen können, auch hierfür ein ketzerisches Buch seinen Lesern zu empfehlen.

Ausführlicher sind die fünf Berichte über die deutsche Poeterei.[3]) Das Wesen der Poesie wird bezeichnet als die Kunst „eine Sach auf eine belustigende und anmutige Weiss mit Klang und Gesang lebhaftig vorstellig zemachen“ (III, 20). Der Dichter will auf diese Weise dem Verstand „eine Erkennt-

[1]) Die lateinische Sprache hat deren 163, die griechische 265, die deutsche aber „ein und anders tausend“ (407).

[2]) II, 393—409 und II, 480—492.

[3]) Vgl. III, S. 17—36; 83—100; 164—179; 244—258 und 404—420.

nuss gewiser Wahrheit und dem Willen eine Liebe zu der Tugend entweders von neuem beibringen oder wenigist auffrischen“ (33). Die Mittel, dies zu erreichen sowie die Eigenschaften eines echten Poeten werden eingehend besprochen. Hinsichtlich des Reimes wird hervorgehoben, dass unsere deutsche Poeterei nicht von den Griechen oder Lateinern abstammen könne, welche den Reim ausdrücklich verwerfen, sondern von den Hebräern ihren Ursprung herziehen müsse (30). Auf die Singbarkeit des Liedes wird besonderes Gewicht gelegt (32 ff.). Nachdrücklich wird betont, dass sich die Dichtkunst nicht lernen lasse, sondern zu einem Poeten eine besondere Gabe von Natur erheischt werde, „der Poet hats von der Mutter, der Redner aus der Schul“ (87). Cicero vermochte bei aller Gelehrsamkeit und Beredsamkeit kein Dichter zu werden (86). Andererseits wird aber auch die Pflicht des von der Natur mit der Gabe der Poesie Ausgestatteten betont, diese Gabe sorgfältig auszubilden; notwendig sind: Vertiefung in die Gesetze und das Wesen der Poesie, fleissige Lektüre der griechischen, lateinischen und deutschen Poeten, eifriges Studium der Wissenschaften, insbesondere der deutschen Sprache; denn zum ersten: „wie aus der grossen Welt-See die Flüss und Brunn-Quellen ihren Ursprung hernemben, also sind von dem Poeten Homero alle Teil der Wohlredenheit[1]) hergeflossen“ (94); zum andern: „die Poeterei gehet gewisslich vilen Schulen vor, um weilen sie die Künsten und Wissenschaften alle in sich begreifet“ (95); und endlich: „die Lesung der deutschen Poeten ist um so notwendiger als weniger wir die Idiotismos oder Mund-Arten der Teutschen Sprach von andren als disen erlernen können“ (93), und nur der Poet, welcher „in seiner Sprach Meister ist, jede Sach mit ihren natürlichen Farben beschreiben kann“ (95).

Zu den einzelnen Gattungen der Poesie übergehend, unterscheidet Hieber zwischen dem heroischen Liede, der Komödie, der Tragödie und der Dithyrambe. Bei Besprechung der Komödie schildert Hieber den erzieherischen Einfluss, welchen diese Dichtungsgattung ursprünglich bei den Römern hatte, wie sie aber später ins Gegenteil umschlug. Trotzdem kann sie noch heute für Spieler und Zuschauer nützlich wirken. Im Geist der Jesuitenpädagogik weist Hieber darauf hin, dass bei

[1]) Der Ausdruck findet sich bereits bei Harsdörfer (vgl. Th. Bischoff a. a. O. S. 80).

den Spielenden dies besonders dann der Fall ist, wenn dieselben Schüler seien: Sie können durch solche Aufführungen ihr Gedächtnis stärken, Aussprache und Mässigung der Stimme erlernen, sich Höflichkeit in den Gebärden angewöhnen, den Verstand üben und eine gewisse Unerschrockenheit sich aneignen, eine öffentliche Rede abzulegen, den Zuschauer aber können Liebe zur Tugend, Hass zum (sic) Laster unter einer angenehmen Vorstellung eingeflösst werden (175). Scharf geht Hieber mit dem berüchtigten Hanswurst, den Charletans und Harlequins jener Zeit zu Gericht. Zwölf Jahre bevor Gottsched, der berühmte Banner des Hanswurstenunwesens auf der deutschen Bühne, diesen zu Leipzig (1737) auf öffentlicher Bühne verbrannte, rügte der bayerische Mönch Hieber, dass derlei unglückseliges Gesind nicht nur mit den gröbsten Zoten und Possen sondern auch mit allerhand unzüchtigen Gebärden und Vorstellungen die Jugend beschmutze. Deshalb mögen sich die Eltern vorsehen, dass sie nicht „ihre Kinder in Zulassung zu solchen Afterkomödien und liederlichen Pritschmeistereien dem Hirschen oder nit gar dem bösen Feind auf die Hörner setzen“[1]) (179).

In der Theorie der Tragödie schliesst sich Hieber am engsten an seine Quellen (Aristoteles, Horaz und Jul. Scaliger) an. Im Geist der Renaissance-Poetik wird der Unterschied zwischen Tragödie und Komödie darin gefunden, dass in der ersteren nur durchlauchtige, königliche und fürstliche Personen, ja zuweilen die Götter selbsten auftreten, während die Komödie nur gemeine Personen aufstellt, „Hausväter und Hausmütter. Jünglinge und Jungfrauen, Bauern, Juden und solche Personen, die das Volk zum Lachen bewegen können“ (251 f).

Zum Schluss dieser langen Abhandlung bietet Hieber dem Leser eine kurze Geschichte der Poesie. Die hebräischen, griechischen und römischen Dichter werden entsprechend gelobt. Von den alten Deutschen weiss Hieber aus Tacitus,[2]) dass sie in ihren Liedern („worinnen allein ihre Bücher und

---

[1]) Der Recensent in Gottscheds Beiträgen a. a. O. S. 288 f. urteilt hier: „Zuletzt aber hänget er (Hieber) eine recht biedermännische Ermahnung an, welche wir der redlichen Meinung des gutem Mannes zu Ehren in der Anmerkung hersetzen wollen“.

[2]) der jedoch stets ohne nähere Angabe der einzelnen Stelle angeführt wird.

Jahr-Schriften bestehen") ihren Gott Teut besungen haben. Ihre Sänger, die Barden, haben ihre besonderen Stift und Auen gehabt an der Ilmenau, so nach ihnen Bardewich[1]) geheissen. Nach den Sachsenkriegen haben die Barden auch christliche Lieder gesungen. Sie erfreuten sich der lebhaften Gunst Karls des Grossen, der „auch selbst nach solcher Art geistliche und andere Lieder gedichtet, und wann er etwa gereiset, im Feld mit Lust gesungen" (410). Unter Otto dem Grossen haben sich die Barden zu einer ordentlichen Zunft verbunden, „unter dem löblichen Vorhaben, Gott zu Ehren und tapferen Männern zum rühmlichen Angedenken Lieder aufzesetzen und in ansehnlichen Gesellschaften, ja vor Fürsten, Könige und Kaiser selbe abzesingen" (410). Auch sind sie in den späteren Reichs-Polizei-Ordnungen von verschiedenen Kaisern bestätigt, „mit Ehren und Belohnungen begnädiget und bei jedermann wertgehalten worden."[2]) Freilich haben sich unter diesen „Meistersängern" einige auch sehr meisterlos aufgeführt, besonders wider die Geistlichkeit. Zu diesen gehört Klingsohr, der 52 der besten Meistersänger überwunden hat, schliesslich aber von Wolfram von Eschenbach zu Eisenach der Zauberei überführt worden ist. Zu den berühmtesten Meistersängern werden unter anderen gerechnet: Walther von der Vogelweid, Johann Bitterolf, Heinrich von Efterdingen, Freidank, Hugo von Thrimberg und Heinrich Frauenlob; auch Ecke von Repkhorn, „der den Sachsenspiegel in eine Ordnung gebracht", ist hierherzurechnen.

Seit dem Abfall Luthers ist in den deutsch katholischen Gebieten die Poesie leider fast gänzlich verstummt. Die wenigen Meistersänger, welche sich der Reformation nicht anschlossen, konnten ihre Zunft nicht fortsetzen. Auch hielt man katholischerseits um so hartnäckiger an dem lateinischen Kirchengesang fest, je mehr Luther denselben bekämpfte, und „liess mithin die teutsche Kirchen-Gesänger desto leichter fahren." Auch hat Luther — „seiner beiwohnenden Leichtfertigkeit zu Folge" — viele alte katholische Kirchenlieder deformiert und ihnen seinen infamen Namen aufdrucken lassen, so „der Tag der ist so freudenreich" oder „o Mensch bewein dein Sünden gross". In-

[1]) geht nach Thomas a. a. O. auf die Langobarden zurück, die früher einfach Bardi-Männer oder Krieger müssen geheissen haben.

[2]) Die Darstellung Hiebers stimmt in ihren Grundzügen — setzen wir nur an die Stelle der Barden die fahrenden Spielleute des Mittelalters.

folgedessen fürchtete man katholischerseits immer mehr bei jedem neuen Lied, mochte es auch noch so rechtgläubig lauten, „es möchte entweder von einer vergiften Quelen her- oder wenigist durchgeflossen sein, womit es denn endlich mit der teutschen Poeterei in unsrem Teutschlande wenigistens dieser Orten gethan warde“ (416).

Einen dreifachen schweren Nachteil hat diese Vernachlässigung der deutschen Poesie den katholischen Gebieten gebracht. Der schlimmste ist die notwendig damit zusammenhängende Vernachlässigung der deutschen Sprache überhaupt. Von Müttern, Ammen und Lehrern lernt man davon wenig oder nichts. In den meisten deutschen Büchern finden sich die oben besprochenen notwendigen Eigenschaften einer guten deutschen Sprache nicht nur nicht vereinigt sondern nicht einmal einzeln: eine notwendige Folge des Verfalls der Poesie, die hierin die beste Lehrmeisterin sein könnte, da dem Dichter in sprachlicher Hinsicht in besonderem Masse die Aufgabe zufällt, „die Gedanken auf die allerreinste, zierlich-mannigfaltig- und eigentumlichste Weiss und Manier auszetrucken“. Eine weitere schlimme Folge ist die mit der Vernachlässigung der deutschen Sprache zusammenhängende Vernachlässigung der politischen wie kirchlichen Geschichtschreibung, infolgedessen die Nachwelt keine anderen als ketzerische Pfützen wird ausfindig machen können, um die Geschichten unsrer Zeiten zu erlernen. Auch die besonders für die Jugend so bildende Spruchdichtung ist verstummt, während unsre Vorfahren diese heilsamen Reime ihren Kindern einprägten und in ihren Wohnungen anschrieben.[1]) Wollen wir also „unsrer deutschen Mutter und Heldensprach auf die Füss, will geschweigen auf ein grünes Zweige“ (sic) verhelfen, so müssen wir uns wieder ernstlich der deutschen Poeterei annehmen (417).

Fragen wir uns aber, warum die deutsche Poesie sich z. Z. überhaupt keiner sonderlichen Blüte zu erfreuen hat, so „ist da kein macedonischer Säbel vonnöten als wie zu einem gordischen Knoten im Tempel Hamons“, um diese Frage aufzulösen (III, 96 ff.):

[1]) Von den von Hieber aufgezählten Sinnsprüchen seien hier folgende erwähnt: „„Trinck und iss | GOtt nit vergiss. — GOtt und Genüge ists best Gefüge. — Gutes Gewissen | ein trefflicher Bissen. — Wer nicht folgt seins Vaters Rath | der geht zuletzt den Galgenpfadt. — Arbeit | Zucht und Lehre | bringt die Jugend zur Ehr.““ (418 f.).

Schuld daran ist die Vernachlässigung der Muttersprache, die charakterlose Ausländerei; „generatio prava atque perversa et non filii“ würde Moses diesem Geschlecht zurufen. Und dazu kommt das „allerunglückseeligste, dass dijenige, so weder Gab, noch Kunst, noch Belesung, noch Wissenschaft, noch Sprach besitzen, sich erfrechen vor Poeten sich auszegeben, um grosse Fürsten und Herren mit ihren elenden Schmirbereien zu behelligen, deren doch so viele seind, als der Pfifferlingen in den Wäldern“. Schärfer als von Hieber sind die Reimereien der übel berufenen Hofpoeten des 17. und 18. Jahrhunderts wohl niemals angegriffen worden. Mit beissendem Spott ruft er ihnen zu:

Armenien an Fliegen
Ist nie so hoch gestiegen
Als diser Schnacken Schaar,
Die gleich den Hummeln brommen
Wanns scherwmen an der Sonnen
Mit ihrer kahlen Waar (III. 99).

Der Parnassus Boicus selbst enthält nur wenig poetische Stücke, sie rühren nach dem Zeugniss Lipperts[1]) von Hieber her. Die mitgeteilten Proben zählen zu dem Besten, was die Zeitschrift in dieser Richtung bietet: es ist gereimte Prosa, der wie so vielen dichterischen Produkten jener Zeit, ein wirklich poetischer Gehalt fehlt, so dass wir diesen poetischen Leistungen des Parnassus Boicus heute nur mehr ein historisches Interesse entgegenbringen können; doch zeichnen sie sich vor vielen ihrer Zeitgenossen durch bewusstes Masshalten und Vermeidung des beliebten Byzantinismus jener Zeit aus.[2])

---

[1]) Lippert a. a. O. S. 12 ebenso Baader, das gelehrte Baiern, S. 504.

[2]) Aufmerksam möchte d. V. hier noch auf ein durch Glätte der Form vor anderen etwas auffallendes Epigramm machen, das Hieber als Probe für die erste der von ihm aufgestellten vier heroischen Versarten (III, S. 166 ff.) bietet:

„„ Es wollte gestern sich der Geitzhalss Chremes henken |
Weil ihme nur getraumt | er solte was verschencken |
Doch ward der Strick zutheur: ein Kreutzer ihn beschwert
Nein | sprach er | nein der Todt ist so vil Gelt nit werth.““

Man wird dasselbe wohl als eine Ueberarbeitung nachstehenden Epigramms von Opitz betrachten dürfen, auf dessen Aehnlichkeit mit dem obigen H. Dr. R. Vossler, Privatdozent in Heidelberg, d. V. aufmerksam zu machen die Freundlichkeit hatte:

Der geitzige Almon.

Es wollte gestern sich der Geitzhals Almon henken;
Sechs Heller machten im Bedenken:

Die Leistungen unserer Musenfreunde sind vielfach ungerecht beurteilt worden. So hat vor allem der Umstand, dass Hieber und Kandler in Luther gewissermassen einen Sprachverderber erblickten und ihrerseits hartnäckig auf ihrem altmodischen Oberdeutsch bestanden, dazu Anlass gegeben, in der Zeitschrift einen typischen Beleg für das Dunkel zu erblicken, das damals über allem Geistesleben in Bayern lagerte. Mit Unrecht, wie wir sahen, wenn wir nur die Stellung dieser Männer im Zusammenhang der allgemeinen Entwicklung im Auge behalten. Die Sprache Luthers und Gottscheds hat nicht den Sieg davon getragen, weil sie an und für sich vor der Sprache Aventins und Hiebers den Vorzug verdient hätte, sondern weil die Männer, welche sich jener Sprache bedienten, weil die Ideen, welche in dieser Sprache dem deutschen Volk gepredigt wurden, die Ideen der Reformation und der Aufklärung, diejenigen waren, zu welchen sich die Mehrheit des deutschen Volkes bekannte. So müssen im Gegenteil gerade die Bemühungen des P. B. um die deutsche Sprache zu seinen erfreulichsten Leistungen gerechnet werden. Sie entsprachen so ganz dem Zuge der Zeit, eine deutsche Schriftsprache zu schaffen, die ein den älteren Kultursprachen ebenbürtiges Werkzeug der litterarischen Thätigkeit bilde. Es ist dasselbe Ziel, das schon vor Hieber mehr oder weniger Männer wie Opitz, Schottelius, Ratichius und Leibniz, Bödiker und Frisch angestrebt haben,[1]) nach ihm mit durchschlagendem Erfolg von Gottsched erreicht worden ist. Auf die Aehnlichkeit des principiellen Standpunktes, den Hieber und Gottsched vertraten, wurde bereits oben hingewiesen. Auch in der Forderung einer Akademie als Ziel und Richtung gebenden Autorität in der Frage einer gemeinsamen Litteratursprache begegnete sich der P. B. mit Leibniz und Gottsched, nur würden Hieber und Kandler weder den Sachsen noch den Protestanten Gottsched als Haupt derselben gewünscht haben. In der That konnte auch

So theuer kam der Strang. Der Preis ist unerhört!
Schrie Almon, nein, der Tod ist nicht des Geldes werth.

(wiedergegeben nach J. Ch. Fr. Haug und Fr. Chr. Weisser, epigrammatische Anthologie, 1. Tl. Zürich 1807, S. 29.)

[1]) Vgl R. v. Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie, München 1870, S. 207, 9. Bd. der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.

Gottsched den Leistungen des P. B. gerade auf dem Gebiet der deutschen Sprache bei aller Verschiedenheit der Anschauungen seine Anerkennung nicht ganz versagen.[1])

Noch heute wird das bayerische Schriftdeutsch jener Zeit vielfach als roh und barbarisch erklärt, ein Urteil, das sich weniger auf innere Gründe als auf die auffallende Abweichung von der dem heutigen Stand der Entwickelung näherstehenden Litteratursprache des protestantischen Deutschlands jener Zeit stützt. Wohl ist im P. B. die Orthographie ohne Regelmässigkeit, aber Unsicherheit in der Rechtschreibung herrschte damals noch allgemein; wohl sind Ausdrucksweise und Satzbau oft plump und unbeholfen, andererseits aber können wir der Kraft und Ursprünglichkeit der Darstellung eine gewisse freudige Anerkennung nicht versagen: an Plastik der Ausdrucksweise wird das durchschnittliche Hochdeutsch jener Tage von der Sprache des Parnassus Boicus wie der Isarfreunde entschieden übertroffen. Vor allem aber ist es ein Verdienst, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, dass sich der P. B. der deutschen Sprache überhaupt bediente, zu einer Zeit, wo das Latein fast noch unbestrittene Litteratursprache nicht nur in den katholischen sondern auch den protestantischen Gebieten Deutschlands war. Wohl hatte Thomasius bereits 1688 angefangen, eine Monatsschrift in deutscher Sprache erscheinen zu lassen. Das war aber auch von der ganzen officiellen gelehrten Welt als arge Ketzerei empfunden und bekämpft worden, und die

---

[1]) „„Die Bayerischen Gelehrten — sagt der Recensent in den Critischen Beyträgen a. a. O. S. 264 f. — haben ihre Bemühungen in der Gelehrsamkeit, und besonders in den sogenannten schönen Wissenschaften bisher so heimlich gehalten, dass man sie mit allem Rechte unter die lebendig todten Bürger der gelehrten Welt hat zählen können. Am allerwenigsten hat man von ihnen vermuthet, dass sie sich um die deutsche Sprache, oder um die deutsche Rede- und Dichtkunst bekümmern sollen. Dieser Theil der Gelehrsamkeit, wenn uns unsere strengen Mitbrüder nur erlauben, Gelehrsamkeit und Deutsch miteinander zu verbinden, hat so gar in denen Landen, wo die Wissenschaften mit aller Freyheit, Munterkeit und mit gutem Fortgange immer höher getrieben werden, nur wenige Beförderer und unter den Gelehrten wenige Libhaber gefunden. Man hätte also an solchen Orten, wo dieselben in einer gewissen Sclaverei stehen, oder doch in sehr enge Grenzen eingeschlossen sind, eher alles andere, als eine kunstmässige Erkenntniss unserer Muttersprache, so geringe sie auch seyn könnte, gesuchet.““

angesehenste wissenschaftliche Zeitschrift, die seit 1682 erscheinenden Acta Eruditorum, bedienten sich immer noch der lateinischen Sprache, während die durch einen Leibniz i. J. 1700 gegründete Akademie der Wissenschaften zu Berlin ihre Abhandlungen in französischer Sprache erscheinen liess.

Besonders wohlthuend aber berührt uns das nationale Pathos, mit dem dieser bayerische Augustinermönch in einem Zeitalter, in dem deutsche Sprache und deutsche Sitte vom Hofe der Fürsten wie aus den Salons der Vornehmen fast gänzlich verdrängt waren, Verwahrung einlegt gegen das Vorurteil dieser Ausländer im eignen Volke, die unsere deutsche Sprach nicht achten, ja — wohl gar verachten, „weil sie in dem Wahn stehen, dass in unsrer deutschen Sprach nichts schönes, zierliches, galantes oder sinnreiches tractirt werden könne“ (II, 11). „Welcher Fizle Puzli kunte was Hinrissigeres von seinem Gabel-förmigen Haspel abwinden?“ (II, 197) ruft Hieber unwillig dem Verfasser des oben (vgl. o. S. 47) mitgeteilten alamodischen Briefes zu. Mit edlem nationalem Zorn tritt er diesen Verrätern an der deutschen Sprache entgegen: (II, 290.)

O ihr Teutschen!
Man soll euch peitschen!
Dass ihr so gar verkehrt
Eur Sprach zerstöhrt!
Und ihr Galante,
Ists euch kein Schande,
Dass ihr nur Mäuler krümbt
Die Sprach verstimbt?

Der schlechtist Schreiber-Jung
Schämt sich der Teutschen Zung,
Wirft in sein schöns Latein
Mit Geiss- und Böcken drein,
Schreibt Welsch-Französisch
Halb Japonösisch,
Pfui! pfui! was ist doch das
Vor ein vermischtes Gfrass.

Unwillkürlich erinnert uns das lebhafte nationale Empfinden Hiebers an Moscherosch „à la mode Kehrauss“ dessen eigne

Worte in obigen Strophen offenbar als Vorlage gedient haben,[1]) andererseits aber auch an jenen Mönch, der am Eingang der deutschen Nationallitteratur stehend, gleich Hieber die Brauchbarkeit der deutschen Sprache für die Poesie durch eigene schöpferische That - allerdings mit unvergleichlich höherer poetischer Begabung — nachzuweisen gesucht hat. Wir meinen Otfried von Weissenburg, der fast 900 Jahre vor Hieber im „Krist" die deutsche Sprache gewählt hat, um zu zeigen, dass seine Franken den unterworfenen Römern nicht nur an Mut und Tapferkeit überlegen seien, sondern dass auch ihre Sprache derjenigen der Besiegten ebenbürtig sei[2]).

---

[1]) Moscherosch schreibt:

Fast jeder Schneider will jetzund leyder
Der Sprach erfahren sein und redt Latein,
Wälsch vnd Frantzösisch halb Japonesisch,
Wan er ist doll vnd voll, der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies spricht bonae dies
Wan er gut morgen sagt vnd grüst die Magd;
Die wend den Kragen thut ihm danck sagen,
Spricht Deo gratias Herr Hippocras.

Ihr böse Teutschen man solt euch peutschen,
Das ihr die Muttersprach so wenig acht.
Ihr liebe Herren, das heist nicht mehren,
Die Sprach verkehren vnd zerstören.

Ihr thut alles mischen mit faulen Fischen
Vnd macht ein misch gewäsch, ein wüste wäsch,
Ich muss es sagen mit vnmuth klagen,
Ein faulen Haaffenkäss ein seltzams gfräs.

Wir hans verstanden mit spott und schanden,
Wie man die Sprach verkehrt vnd gantz zerstöhrt.
Ihr böse Teutschen, man solt euch peutschen,
In unserm Vatterland, pfuy dich der schand!

(Wiedergegeben nach: Gesichte Philanders von Sittenwald von Hanss Michael Moscherosch, Herausgeg. von Fel. Bobertag, 15. Bd. in Kürschners Deutscher National-Litteratur, S. 169).

[2]) Vgl. im Krist das Kapitel „Warum der Verfasser dieses Buch in deutscher Sprache gedichtet hat".

Nunmehr Griechen und Römer machen es so geziemend,
Weshalb sollen die Franken hierzu allein ungeeignet sein?
Die den Leuten in nichts nachstanden, die wir hier oben nannten.

* * *

Nun freuen sich dessen alle, jeder der gutwillig ist.
Und jeder der hold im Herzen ist dem Frankenvolke,

Zur Förderung seiner Sache wendet sich Hieber insbesondere an die Erzieher der Jugend, an Mütter und Lehrer. Bei dem weiblichen Geschlecht, bei den Müttern müsste „von Rechtswegen das unversehrte Depositum der teutschen Sprach sein und verbleiben", damit sie durch diese „auf Kind und Kinds-Kinder unversehrt fortgepflanzt" werde (II, 291). Aber wie im Elternhaus so ist es auch in der Schule mit der Pflege der Muttersprache bei uns schlecht bestellt, da man sich einbildet, dass dieselbe in der Kinderstube gelernt werde. Die Römer und Griechen haben durch gründlichen Unterricht in ihrer Muttersprache es zu jener berühmten Vollkommenheit in derselben gebracht.[1]) Unsere „teutsche Schulen aber sind so übel eingerichtet, dass derjenige, der die feinesten Buchstaben kan zu Papier bringen, der beste Schreiber (Schüler) ist" (II, 307). So kommt es, dass bei uns selbst diejenigen, welche die gelehrten Schulen besuchen, niemals ihre Muttersprache ordentlich erlernen; denn wenn sie die deutschen Schulen verlassen, „verlegen sie sich gänzlich auf die Lateinisch- oder andere Sprach", infolgedessen wissen sie von ihrer Muttersprach „nit vil mehrers, als sie von ihren Kinds-Mägden oder von dem gemeinen Pöbel, mit dem sie in ihrer Jugend umgangen, gehöret oder gelernet" haben: „und weil sie dann nichts wenigers verstehen [so gelehrt sie auch nur sein mögen oder wollen] als ihre teutsche Muttersprach, als vernachlässigen sie entweders solche, oder verachtens wohl gar" (II, 298). Mussten die Römer und Griechen ihre Muttersprache von eignen Grammaticis erlernen, „unter was vor einem glückseeligen Himmel seind dann wir geboren, dass uns die vollkommene Erkanntnuss unsrer so edlen Haupt-Sprach von unseren Müttern und Kinds-Mägden durch einen Trachter (sic) kan eingegossen werden"? (II, 308).

Wir sehen, mit Nachdruck betont der P. B. diejenigen Bildungselemente, welche das neue Geistesleben denjenigen des Humanismus, dem Christentum und der Antike, hinzugefügt

---

Dass wir Christe sangen in unsrer Zunge
Und wir auch das erlebten, dass wir auf fränkisch ihn lobten."
(Nach P. Piper, die älteste deutsche Litteratur, S. 199 ff. 1. Bd. in Jos. Kürschners deutscher Nationallitteratur, Berlin und Stuttgart.

[1]) Den gleichen Gesichtspunkt betont Harsdörfer (vgl. Bischoff a. a. O. S. 70).

hat: das naturwissenschaftliche und das nationale, Pflege der Muttersprache, der nationalen Litteratur und der vaterländischen Geschichte. Auch auf dem Gebiete der Philosophie begünstigt er, wie wir bereits gesehen haben, die neueren Bestrebungen. Dabei ist in dieser Hinsicht in dem Zeitraum vom Erscheinen des ersten bis zu dem des letzten Bandes (1720—1740) ein entschiedener Fortschritt zu gunsten der neueren Philosophie zu konstatieren: Hieber und Grienwaldt sind die Hauptvertreter beider Richtungen. Charakteristisch für diese Hinneigung zu den neueren philosophischen Strömungen ist die für dieselbe Stimmung machende Betrachtung, mit der Grienwaldt seine Ausführungen über Kleinbrodt schliesst: „Wenn ein so braver, um seine Löble. Societät hochverdiente, sowohl gelehrt, dann auch fromme Jesuit ein bei der Bayrischen Welt offenbarer und eifriger Gönner und Bekenner gewesen der Weltweisheit unserer Zeiten, sonderlich derer auf gesunderen (sic) Vernunft, und Experimentalien fest gesetzten Natur-Lehr; wem solte es wohl verarget werden, der nach dem Exempel eines so wissend- ja so gar im Ruf der Heiligkeit verstorbenen grossen Mannes, in solche Fussstapfen, um der gebesserten Philosophie, auch in denen Landen zu Bayern, in etwas unter die Arm zu greifen sich angelegen sein lassen?“ (sic) (VI, 273).

Es besteht ein tiefgehender principieller Unterschied zwischen der Geistesrichtung der Mitglieder und Freunde des P. B. und dem Lebensziel, dem die Volkserziehung der Jesuiten bewusst oder unbewusst zustrebte: hier Weltflucht (in dem oben charakterisierten Sinn), dort allmähliches leises Wiedererwachen des Glaubens an den Wert des Lebens nicht bloss für das Jenseits, der Ueberzeugung, dass dem Ringen nach dem Guten, Wahren und Schönen eine bleibende Bedeutung auch für diese Welt innewohnt; es war für Bayern das erste Aufleuchten jenes glücklichen Optimismus im Zeitalter der Aufklärung, der uns hier seiner selbst fast noch unbewusst aber doch bereits lebenskräftig entgegentritt.

Freilich die beiden schönsten Errungenschaften der Aufklärung, die Bekämpfung der Hexenprozesse und die Idee der Toleranz, vermissen wir bei den Mitgliedern des P. B. noch völlig.

Zur Frage des Hexenwahns und dem damit zusammenhängenden Aberglauben nahmen sie überhaupt nicht Stellung. Derselbe war eben noch um die Mitte des Jahrhunderts im ganzen

Volk bis hinauf in seine obersten Schichten so tief eingewurzelt und selbst mit den religiösen Vorstellungen so innig verwachsen, dass er einen integrierenden Bestandteil derselben bildete, und an eine Bekämpfung desselben gar nicht zu denken gewesen wäre, selbst wenn einzelne unserer Freunde weniger in demselben befangen gewesen sein sollten. Bildete doch noch in den Aufklärungskämpfen der sechziger Jahre der Satz: wer nicht an Hexen glaubt, ist ein schlechter Christ! einen förmlichen Kampfesruf. Ja selbst ein Mann, wie der grosse Rechtsgelehrte und bayerische Gesetzgeber Alois von Kreittmayr bekannte sich noch zum düsterstem Hexenglauben. So konnte es kommen, dass in Bayern einige Jahre nach der Auflösung unseres Gelehrten-Vereins, i. J. 1751, die einstigen Bestimmungen über Hexenprozesse und damit zugleich diejenigen über die Anwendung der Folter gesetzlich erneuert wurden, um erst 1808 ausser Kraft gesetzt zu werden.[1])

Vielleicht noch weiter aber als von der Bekämpfung des Aberglaubens sind unsere Freunde — oder wenigstens ein Teil derselben — von der Idee der Toleranz entfernt. Im Gegenteil! wir sehen sie hier noch ganz in die Schranken eines engherzigen Konfessionalismus gebannt. Wohl geben sie einen Vorsprung der litterarischen Entwickelung in anderen Teilen Deutschlands zu, aber sie können sich nicht dazu entschliessen, die Früchte derselben — wie dies mit so grossem Erfolg in den berühmten moralischen Wochenschriften jener Zeit geschehen ist — durch Proben, Auszüge und Bücherbesprechungen unmittelbar zugänglich zu machen. Vor allem Hieber fürchtet ketzerisches Gift bei allem, was aus einer lutherischen Quelle geflossen oder mit dem Luthertum in Berührung gekommen sein könnte. Soweit der P. B. Bücherbesprechungen bringt, berücksichtigt er fast ausschliesslich katholische Autoren des südlichen Deutschlands, Italiens, Spaniens und Frankreichs; das konfessionell beschränkte Commercium litterarium wird in wesentlichen Punkten nicht durchbrochen. Der geistige Blick selbst der Besten im Volke ist noch immer wie in der Glanz-

[1]) Vgl. v. Bechmann a. a. O. S. 9 ff. u. S. 19 ff. sowie Riezler, Hexenprozesse a. a. O. S. 270 ff. und Heigel, Paul Anselm von Feuerbach in „aus drei Jahrhunderten“ a. a. O. S. 242. — In Preussen wurde die Folter bekanntlich 1740 abgeschafft, in Baden 1767, in Sachsen 1770 und in Oesterreich 1776.

zeit der Jesuiten und in den Tagen, als die italienische und französische Muse den Hof zu München beherrschte, nach dem Süden und Süd-Westen Europas gerichtet.[1]) Nur mit einer gewissen Aengstlichkeit wagt man das Auge den Erscheinungen des Nordens und des Nordwestens zuzuwenden, nicht ahnend, dass den Ideen, die von dorther kamen, noch im 18. Jahrhundert der Sieg auch im katholischen Deutschland beschieden sein sollte.

Aus diesem engherzig konfessionellen Anschauungskreis heraus hatte es der P. B. unternommen, die einzelnen Wissenschaften in der Sprache des Volkes diesem zugänglich zu machen. Nicht ohne anfänglichen Erfolg. Aber schon nach dem Erscheinen des 4. Bandes (1727) war das Werk ins Stocken geraten. 1731 war Hieber gestorben und Amort eben damals auf einer Reise nach Italien begriffen. Von dort zurückgekehrt, flösste er zwar Kandler neuen Mut ein, aber als man 1736/37 endlich den 5. Band als „neu-fortgesetzten Parnassus Boicus“ erscheinen liess, sah man sich bereits zu der Erklärung genötigt, dass jenes Vorhaben, die einzelnen Wissenschaften stückweise vorzutragen, den Herausgebern eine Arbeit zu sein dünke, welche „mit sonderbarem Bedacht und grösserer Aufmerksamkeit müsste ausgeführet werden, als dass es für einen Zeit-Vertreib anzusehen wäre“ (V, Vorbericht S. 5) — dem Zeitvertreib hatte der frühere P. B. auch nicht dienen wollen.

Eine erneute Aufforderung an die Leser (im Vorbericht zur 1. Versammlung S. 7) zur Mitarbeiterschaft scheint Felix Andreas Oefele, den Freund Kandlers, zu dem Anerbieten veranlasst zu haben, Material zu einer „Bayrischen Künstlerhistorie“ in fortlaufenden Berichten einzusenden. „Zärtliche Neigung vor die Ehren des Vaterlands“ liess Oefele — wie er selbst berichtet — diesen Plan fassen; denn „solche rühmliche Unternehmung därfte unseren werten Lands-Leuten zu einer nutzlichen Aufmunterung und erspriesslichem Beispiel dienen, dem Vaterland aber selbsten bei denen entlegen- und benachbarten Völkern eine demselben öfters unbillicher Weiss versagte Hochschätzung abzwingen“. Leider kam der schöne Plan nicht

---

[1]) Riezler hat in seiner Geschichte Bayerns (IV. S. 249) dargelegt, wie sich diese Beziehungen des bayerischen Volks zur romanischen Kultur seit der Zeit der Reformation in entscheidender Weise angebahnt haben.

zur Ausführung.[1]) Auch der Wunsch, den Apollo beim Jahreswechsel 1736/37 für das liebe Bayrland ausspricht: „dass sich in diesem Jahr, vermehr der Musen-Schaar“ (Eingang zur Versammlung S. 4) ist wenigstens für den P. B. nicht in Erfüllung gegangen.

1743 starb Grienwaldt, Kandler 1745. Schon 1740 war der sechste und letzte Band als „Etwelche meistens Bayrische Denk- und Less-Würdigkeiten zur Fortführung des so genannten Parnassus Boicus“ erschienen, grösstenteils von Grienwaldt verfasst. Die Verdrüsslichkeiten, welche er sich wegen der atomistischen Philosophie zugezogen hatte und ein böses Weib hatten das Gegengewicht zu den vielen Erfolgen gebildet,[2]) die dieser arbeitsfrohe, für die Wahrheit und das Vaterland so warm begeisterte Mann verzeichnen durfte. In ihm war der hellste Kopf des bayerischen Musenvereins dahin gegangen. Bald darauf sah sich derselbe genötigt, seine Thätigkeit einzustellen, da es ihm an Mitgliedern fehlte. Das Hereinbrechen des österreichischen Erbfolgekrieges hat zweifelsohne noch das Seinige dazu beigetragen. Ausser Spätt war Amort der einzige überlebende Akademiker. Er zog sich auf die Thätigkeit in seinem Kloster zurück, um dort, umgeben von einem seltenen Kreise frommer und gelehrter Männer, die in ihm ihr Vorbild und grösstenteils ihren Lehrer verehrten, dem Wohl des Klosters und der Fortsetzung seiner grösseren wissenschaftlichen Werke zu leben.[3]) Amort wie Klostergenossen von ihm werden uns bei der späteren Aufklärungsbewegung wieder begegnen.

Der im P. B. gemachte Versuch eine geistige und sittliche Hebung des Volkes herbeizuführen, musste — in erster Linie aus Mangel an Mitarbeitern — als vorläufig gescheitert betrachtet werden. Wohl mag der ausgestreute

---

[1]) Vgl. Parnassus Boicus V, 12, S. 79 f. und Lippert a. a. O., S. 17 und S. 28 f. Oefele scheint überdies das Nichtzustandekommen (Nichtannahme?) seines Anerbietens geahnt zu haben. Er schliesst sein Schreiben an den P. B.: „solte ich aber von selber (der Versammlung d. P. B.) weder Beifall noch Beihülf zugewarten haben, so werde ich gedenken me in Bicipiti somniasse Parnasso. Ich wäre auf dem Parnasso entschlafen, und hätte wenigst die Lust eines angenehmen Traumes genossen.“ F. E.

[2]) Vgl. Pl. Stumpf a. a. O. S. 209.

[3]) Vgl. P. P. Huber a. a. O. S. 8.

Samen da und dort aufgegangen sein, hatte es doch der Zeitschrift an einem genügenden Leserkreis nicht gefehlt:[1]) allein sichtbare Früchte in weiteren Schichten des Volkes vermögen wir nirgends wahr zu nehmen. Die kaum begonnene Saat hätte weiterer Fortsetzung, die vorhandenen Keime fernerer Nahrung bedurft, da beide ausblieben, verdorrten Saat und Keim.

Das soll uns nicht hindern, diesen aufrichtigen bayerischen und deutschen Patrioten, welche mit so vieler Hingebung und Selbstlosigkeit an der Veredlung ihres Volkes zu arbeiten versucht haben, dankbare Erinnerung zu wahren. Sie haben darauf umso mehr Anspruch, als ihr Wirken trotz ihrer so massvollen Haltung viel Anfeindung erfahren hat, sowohl von seiten der Jesuiten wie der Schulgelehrten an der Landesuniversität. Die Eröffnung bei der Herausgabe der ersten Unterredung, „dass von dem Umkreis der gesamten Künste und Wissenschaften nichts ausgeschlossen sein solle", (I, 6) scheint alsbald den Widerspruch der mittelalterlichen Fakultäten herausgefordert zu haben, die ihr von Kirche und Staat sanctioniertes Monopolium litteranium bedroht fühlten.[2]) Demgegenüber suchte der P. B. in seiner vierten Unterredung an der Hand des biblischen Satzes „Deus scientiarum Dominus est" (I. Reg. 2, 3) zu beweisen, dass Künste und Wissenschaften keineswegs erblich, „noch auch bei dieser oder jener Nation, Geschlecht oder Gemeinde privative und alleinig anzetreffen" seien „infolglichen ein so thorrecht als schädlicher Irrsaal und Vorurteil seie, das Monopolium litterarium nur bei disen oder jenen suchen oder finden wollen" (I, S. 292). Auch diese Beweisführung hatte nicht den gewünschten Erfolg. Im Eingang zur 5. Unterredung versichern deshalb unsere Musenfreunde nochmals, „dass Schulen, Akademien und Universitäten ihre Privilegia, Jura und Gerechtsame ungekränket bleiben, indem man sich keines Lehramts hier unterziehet, sondern es ist eine Conferenz von verschiedenen Musen", deren „jede tractiret und redet von ihrer Fakultät,

---

[1]) Im Vorbericht zur dritten Vers. des 5. Bd. weisen die Herausgeber darauf hin, dass die früheren Bände „einen zimlichen Abgang und eine gute Anzahl begieriger Leser gefunden" (V. Bd. a. a. O. S. 7) und Lippert teilt a. a. O. S. 29 mit, dass sämtliche Stücke bereits vergriffen seien, während er S. 12 bei der Besprechung Hiebers auf den 5. Bd. des P. B. verweist, als ein Buch, „das noch in jedermanns Handen ist".

[2]) Vgl. P. P. Huber a. a. O. S. 6.

Kunst, Wissenschaft und Erfindung, worinnen ihr Exercitium eigentumlich und absonderlich bestehet. Ueber das so beschihet solches in der teutschen Sprach, allwo die Künsten und Wissenschaften ein quasi Bonum derelictum oder frei offentliches Gut ausmachen, infolglich primo occupantis, das ist, desjenigen, der hiervon zum ersten Besitz nimbt" (II, S. 5 f.). Doch die Gegner liessen sich auch durch diese Versicherung nicht beruhigen. Schon in der übernächsten Unterredung hatten die Herausgeber aufs neue zu klagen über die Schwierigkeiten, welche ihnen die Censur bereite. Ihre Musen könnten Gleiches erreichen, wie ihre Schwestern in anderen Ländern, wenn Mercurius (der Bote Apollos) bei jenen Posten, die er notwendig zu passiren hat, (die Väter S. J. an der theologischen Fakultät zu Ingolstadt) um, „mit Erlaubniss der Oberen"[1]) in die Welt hinausgehen zu können, „nicht des öfteren Quarantana oder Contumace müsste machen" (II, 191).

Wir dürfen uns darüber nicht wundern, wenn wir daran denken, dass selbst „den vertrauten Nachbarn am Isarstrom", die — wie Huber sagt — „doch sicherlich nicht im Verdacht stehen konnten, wissenschaftliche Aufklärung verbreiten zu wollen, und an deren Rechtgläubigkeit und bayerischen Patriotismus selbst ein Argusauge nicht die geringste Makel hätte finden können"[2]), von eben dieser Seite Schwierigkeiten bereitet wurden. Zünftiges Gelehrtentum wie Jesuitenorden fühlten die Schwäche ihrer Position; es war der Standpunkt eines in sich erstarrten Conservatismus, der, geleitet vom Trieb der Selbsterhaltung, instinktiv in jeder Neuerung einen Angriff auf sich selbst und damit ein Unrecht erblickte, ohne zu prüfen, ob dieselbe Besseres oder Schlechteres als die herrschenden Zustände biete.

Allein so geistesarm auch die Wissenschaften unter den Händen ihrer bisherigen Meister geworden waren, so sehr auch das Volksleben unter seinen bisherigen Leitern religiös und sittlich verkümmert war, diese wie jene waren an Ansehen und Anhang um 1744 immer noch mächtig genug im Lande, um den Sieg davon zu tragen, selbst über so angesehene und massvolle Männer, wie es die Freunde des Parnassus Boicus gewesen waren.

[1]) Wie das Titelblatt besagt.

[2]) Vgl. P. P. Huber a. a. O. S. 6.

Doch die Tage der Alleinherrschaft des jesuitischen Bildungssystems waren gezählt. 1745 übernahm der ideal gesinnte für alles Gute und Schöne begeisterte Max Joseph III. die Regierung. 1746 ernannte er seinen früheren Lehrer Ickstatt zum Direktor der Universität Ingolstadt, 1759 wurde die Akademie der Wissenschaften zu München begründet. Damit bahnte sich eine geistige Bewegung an, die unter heissen Kämpfen die Freigabe des litterarischen Commerciums herbeiführte. Gerade die Möglichkeit aber, auch die Schriften akatholischer Schriftsteller zu lesen, auch mit Nichtbayern geistig zusammenarbeiten zu können, wurde neben politischen Ereignissen späterer Jahre die Grundlage, auf der sich der Wiederzusammenschluss des bayerischen mit den übrigen deutschen Stämmen auf geistigem Gebiete vollzogen hat.

Der Verfasser vorstehender Dissertation ist geboren am 31. Juli 1867 zu Wesachhof (Mittelfranken) als Sohn des aus der Rheinpfalz stammenden † Landwirtes J. Göbel. Bis zu seinem 15. Lebensjahr besuchte er die Volksschule seiner Heimatgemeinde Urphertshofen. 1882 gab er, angeregt durch einen älteren Bruder, der damals gerade die Universität verlassen hatte, die Absicht auf, dem väterlichen Beruf zu folgen. Stets wird er dem fast ungestümen Mahner von damals für die opferbereite Ausdauer, mit welcher er auf den zögernden zagenden Knaben zur Aufgabe der einmal beschrittenen Lebensbahn einzuwirken wusste, herzlich dankbar bleiben. — Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Kaiserslautern 1889 studierte er in Erlangen zunächst Philosophie und Geschichte; nachdem er sich inzwischen für das Lehramt der deutschen Sprache, Geschichte und Geographie entschieden hatte, widmete er sich von 1890—1892 dem Studium dieser Fächer an der Universität und der technischen Hochschule zu München. Nach Ablegung des entsprechenden Lehramtsexamens trat er in den Dienst hiesiger Anstalt.

Die Anregung zu vorliegender Studie empfing d. V. durch seinen hochverehrten Lehrer Dr. Felix Stieve, weiland o. ö. Professor der Geschichte an der technischen Hochschule zu München. Leider ist es d. V. nicht mehr möglich, dem geliebten Lehrer die Arbeit fertig vorzulegen. Aufrichtige Dankbarkeit aber wird ihn mit dem früh Vollendeten, dem er so ausserordentlich viel an geistiger Anregung zu verdanken hat, für alle Zeit verbinden.

Realanstalt am Donnersberg, im Juni 1901.

Gustav Göbel.